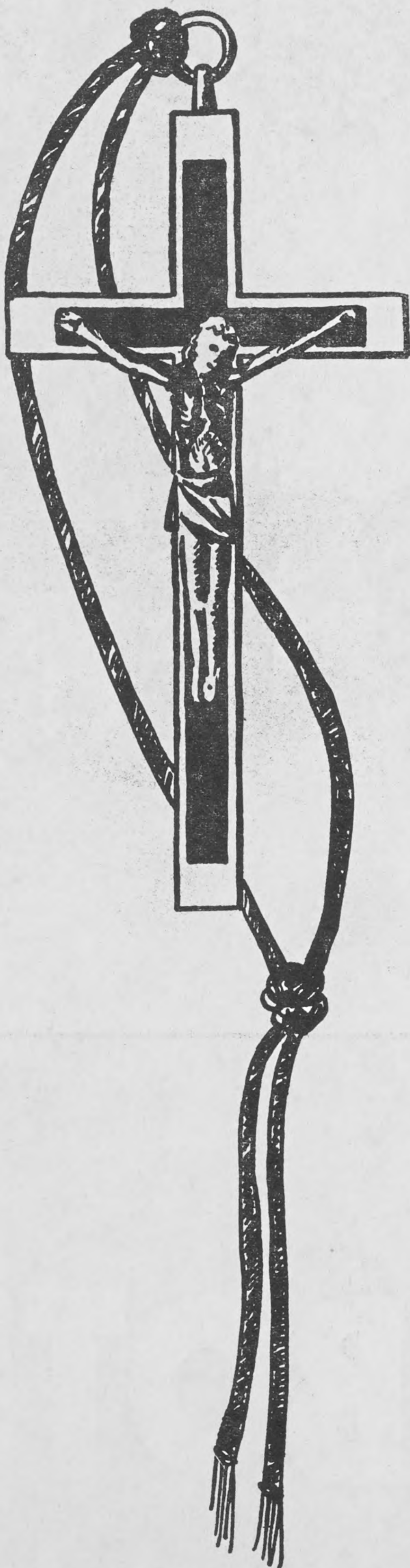
November
1952



DER MARIENBOTE



Aus der Oblatenwelt

St. Thomaskolleg, North Battleford: — Vom 30. Oktober bis zum 3. November predigte der Schriftleiter des Marienboten den Schülern unseres Missionskollegs die Jahresexerzitien. 180 Studenten nahmen an diesen heiligen Geistesübungen teil.

Battleford, Oblatenseminar: — Dieses Jahr haben wir hier 48 Seminaristen, wovon jedoch nur 33 der St. Marienprovinz angehören. Die andern 15 jungen Oblaten kamen aus den Vereinigten Staaten, um ihre philosophischen und theologischen Studien hier bei uns zu absolvieren.

Da unser St. Thomaskolleg nun schon regelmäßig arbeitet, können wir jedes Jahr mit ungefähr acht neuen Seminaristen rechnen. Unser Seminar, das uns seit 1932 so treue Dienste leistet, wird uns langsam zu klein.

Versetzungen: — Folgende Patres wurden im Laufe der vergangenen Wochen versetzt: Pater J. Sluga O.M.J. von Denzil, Sask. nach Lancer, Sask. Pater H. Loran O.M.J. von Lancer nach Denzil. Pater J. Böning O.M.J. von Barthel, Sask. nach Tramping Lake, Sask. Dort wird er dem Gründer der St. Joephskolonie, dem hochw. Pater Schweers O.M.J., helfen, die große St. Michaelsgemeinde zu versehen. (P. Th. Schweers O.M.J. begeht nächstes Jahr, zusammen mit P. H. Habets O.M.J., sein goldenes Priesterjubiläum.)

Pater Schatz, bisher Kaplan in St. Marien, Regina, wurde zum Seelsorger von Barthel, Sask. ernannt. Pater Lenz O.M.J., bisher ebenfalls Kaplan in St. Marien, Regina, ist zum Novizenmeister unserer Laienbrüder ernannt worden. Das Laienbrüdernoviziat befindet sich hier in Battleford. Nach Regina kamen als Kapläne die Patres Lewans O.M.J. und Blatz O.M.J.

Marianischer Missionsverein — Pater J. Simon O.M.J., Direktor des Marianischen Missionsvereins der St. Marienprovinz, ist ununterbrochen unterwegs. In vielen Gemeinden hat er bereits seine beliebten dreitägigen Einkehrstunden gehalten. Diese Einkehrstunden stehen vollständig im Dienst des Missionsvereins. Die Zahl der Mitglieder wächst.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

21. Jahrgang 15. November 1952, Battleford, Sask. No. 2

Dies und Das

Allerheiligen Oftmals werden wir Katholiken von unseren nichtkatholischen Freunden gefragt, was es denn eigentlich mit unserer „Heiligenverehrung“ an sich habe. Wie wir, als moderne Menschen, überhaupt Heilige „anbeten“ oder auch nur verehren können. Das mit dem „Anbeten der Heiligen“ ist wohl kaum eines Wortes wert. Daß wir so etwas tun, glaubt heute selbst kein vernünftiger Protestant mehr. Sie wissen, daß wir nicht „anbeten“ sondern nur verehren.

Und warum verehren wir sie?

Unser modernes Zeitalter rühmt sich größter kultureller Fortschritte. Unsere Ideale bezüglich des menschlichen Lebens sind hoch. Was heidnische Zeitalter nicht hatten, das haben wir heute. Wir glauben an die Freiheit des Einzelmenschen, an soziale Gerechtigkeit, an gleiche Rechte für Mann und Frau und weiß und schwarz. Wir strafen mit dem Tode, wenn irgend wo gewagt wird, Menschenleben verbrecherisch zu zerstören. Wir verteidigen uns gegen die neuheidnische Wahnidee, die uns vorschlägt, unheilbar Kranke „medizinisch“ in den Tod zu schicken. Wir haben hochwissenschaftliche Systeme zur Lösung der wirtschaftlichen Weltprobleme entwickelt. Wir haben dieses und noch vieles mehr zum Schutze unseres Eigenlebens und zur Erhaltung unserer Menschenrechte.

Der Mensch steht heute – wenigstens dem Ideale nach – so hoch im Wert, daß wir uns vom Munde abnehmen um für Milliarden von Geldern atomische Bomben zu bauen, die unser Leben und unsere Rechte verteidigen sollen.

Es hat jedoch nicht unser Zeitalter diese hohe Idee vom Menschen entwickelt. Wir haben sie von anderen Zeitaltern übernommen. Von Jahrhunderten, deren Geister ganz im Glauben an Gottvater, an den welterlösenden Sohn und an den Heiligen Geist versunken waren.

Wenn der moderne Mensch ehrlich die Weltgeschichte durchsinnt und ehrlich bleiben will, dann muß er bekennen, daß zu den Allergrößten der Baumeister unserer Geisteskultur – die Heiligen gehören. Nicht die unchristliche Welt, das Christentum hat uns jene hohe Auffassung vom Menschenwert gegeben, deren wir uns heute erfreuen. Und es waren die von der katholischen Kirche verehrten Heiligen, die an ihrem eigenen Fleisch und durch ihr großes Geisteskämpfen Zeugnis gaben für den hohen Wert unserer heutigen Ideale. Die Heiligen waren die allerersten Menschen die es wagten, einer immer noch halbheidnischen Welt Christi

Lehre vom Menschenwert vorzuleben. Sie zeigten, was Nächstenliebe, was Gerechtigkeit, was stilles Dulden und was großes Kämpfen für Wahrheit und für Gerechtigkeit heißt. Nicht so sehr an ihren Schriften, an ihrem Leben und Sterben konnte die Welt ablesen, wie Selbstlosigkeit bis zum Kreuze aussieht. Auch, wie ohne Selbstlosigkeit nichts zustande kommen könne.

Die Heiligen waren die ersten Menschenrechtler. Sie waren es, die zu allererst von Freiheit, von Gleichheit und von Brüderlichkeit predigen. Sie waren die ersten in der Weltgeschichte, die sich der Armen und der Vergessenen annahmen; die Krankenhäuser bauten, den an ansteckenden Krankheiten Leidenden in die Verbannung nachgingen – um eben zu zeigen, daß auch sie Menschen sind. Sie waren die ersten Befreier von Sklaven und die ersten Lehrer der zu ihrer Zeit unerhörten Wahrheit, daß Arbeit etwas Heiligendes, und nicht Schande sei. Sie stellten die Frau dem Manne gleich. Sie kämpften für die Freiheit der Wissenschaft. Die Heiligen legten in ihren Klosterschulen und späteren Universitäten die ersten Grundlagen westlicher Gedankenarbeit. Sie waren Mathematiker, Mediziner, Physiker – sie waren überall dort, wo das Fundament unserer heutigen Kultur gelegt wurde.

Schon aus diesen natürlichen Gründen sind sie der Anerkennung und der Verehrung wert.

Wenn wir uns fragen, woher die Heiligen die Energie nahmen Werke zu schaffen, die uns heute, und die auch noch weiteren Jahrhunderten zum größten Segen bleiben werden, so bleibt bei jedem Einzelnen der unübersehbaren Schar der heiligen Freunde die Antwort immer dieselbe:

Sie glaubten an eine übernatürliche Wirklichkeit, und sie schätzten die Übernatur höher als alles, was mit Aug und Ohr und Stolz und Habgier zu fassen ist. Sie glaubten an das Gesetz des Herrn, und dieses Glauben war in ihnen stärker als das Verlangen selbst nach den allernotwendigsten Dingen des Erdenlebens. Wahrer als Stunden, die sie lebten, war ihnen die Ewigkeit; nützlicher als Geld und befriedigender als selbst die größte Sinneslust die Freude an Gott; schöner als alle Herrlichkeiten der Erde die blutende Liebe zu Gott und zum Nächsten.

Sie waren Menschen des Glaubens, des Hoffens und des Liebens. Menschen die uns zeigten, wie man die Urtiefen des Bösen in sich meistert, damit das Urschöne am Menschen, seine Gottähnlichkeit, aufstrahlen könne. Genau so wie uns, ward auch ihnen die Heiligkeit nicht in die Wiege gelegt. Was sie aus sich gemacht, war das Werk eines fest in Gott verankerten Willens, der den Mut aufgebracht, mit Gottes Gnade mitzuarbeiten – bis zum bittersten Sterben. Den großen Mut, selbstlos zu bleiben aus Liebe Gottes, wenn es auch alles kosten sollte: Gut, Gesundheit, Freundschaft, Ansehen, Ehre, ja selbst das Leben.

Wir verehren die Heiligen. In ihnen sehen wir die große Lüge moderner Wissenschaft, die uns zu belehren sucht, der Mensch sei unfrei. Er könnte sich nicht helfen. Er werde in seinem Charakter immer so, wie ihn die wirtschaftlichen und sozialen Umstände bilden.

Ein freies Wesen ist der Mensch. Gottes Kreatur, und nicht ein Geschöpf irdischer Gewalten. Zum Herrn über alle Natur hat ihn der Herr gesetzt, zum Herrn über Rohstoff und Wirtschaftsproblem, über Frieden und Not und Kreuz. Zum Herrn seines Jahrhunderts und zum Herrn der Verhältnisse, in denen er lebt.

Die Heiligen haben es uns bewiesen: Nicht die Zeitalter, nicht Krieg oder Frieden oder Reichtum oder Not haben Macht über den Menschen, der Mensch hat Macht über sie – wenn er so Mensch bleibt, wie Gott ihn haben will. Und Gott will einen gottähnlichen Menschen, so wie die Heiligen es waren.

Das ist der Grund, warum wir die Heiligen verehren.

Der tiefste Grund unserer Heiligenverehrung ist jedoch in unserem Glauben zu finden. In unserem Glauben an Ihn, der uns geboten, Ihn zu verehren, wo immer Er sei.

Gott ist in seinen Heiligen. Sie sind es, von denen die Heilige Schrift spricht, daß sie Söhne Gottes seien. Darum verehren wir sie.

Wir glauben an die Gemeinschaft der Heiligen. Wir glauben, daß wir alle, die wir hier auf Erden leben auch jene, die in Gottesfreundschaft gestorben sind, Brüder und Schwestern in Jesus Christus sind. Darum ist es uns ganz natürlich, unsere heiligen Brüder und Schwestern um Schutz und Fürsprache bei Gott anzurufen. Wir suchen in innigster Gemeinschaft mit ihnen zu leben. Sie sind ja nicht tot, sie leben. Und sie leben bei Gott. Und Gottes Leben ist in ihnen, Gottes Leben mit seiner großen Vaterliebe, mit seiner großen Menschenliebe.

Wer an Gottes Leben Anteil hat – und das haben die Heiligen – der hat auch an Gottes Menschenliebe Anteil. Der wird uns hören, wenn wir

rufen. Das ist unser Glauben, und das ist der Grund unserer frommen, demütigen Gebete zu den Heiligen Gottes.

Allerseelen Auch die Seelen im Fegfeuer gehören zur Gemeinschaft der Heiligen. Sie können sich nicht mehr abwenden von Gott. Sie sind gottliebende Seelen. Wenn der Mensch in Gnade und Reue stirbt, wird ihm wohl alle Sünde nachgelassen. Seine Schwachheiten jedoch, die er hier auf Erden nicht bezwungen hat – alles, was seine Seele Gott unähnlich gemacht, schleppt er mit sich über die Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit. „Nichts Unreines wird in den Himmel eingehen", sagte der Sohn Gottes. Nichts Unreines, das heißt nichts Gottunähnliches.

Unsere Schuld wird uns durch Gnade und Reue nachgelassen. Das Werk der Vergöttlichung unserer Seele wird uns jedoch nicht so ganz geschenkt. Das müssen wir selbst vollbringen. Wir selbst müssen mit Hilfe der Gnade Gottes die drei Triebe unserer Selbstsucht: Die Lust der Augen, die Lust des Fleisches und den Stolz des Geistes brechen, damit daraus die Selbstlosigkeit des Kreuzes Jesu Christi wachse, die Selbstlosigkeit der wahren, übernatürlichen Ähnlichkeit Gottes.

Dieses muß auf Erden vollbracht werden – wie es die Heiligen getan – oder wir werden das vollständige Brechen unserer Selbstsucht bis zum Kreuzestod im Fegfeuer erleiden müssen. Nicht eher läßt uns Gott zu sich, bis wir so sind, wie Er uns haben will.

Das ist die katholische Lehre über das Fegfeuer.

Wir glauben an diesen Reinigungs- und Heiligungsort. Gott ist heilig, und heilig ist seine Gerechtigkeit. Hat er uns auch von der Ewigkeit der Hölle befreit (falls wir uns befreien lassen), so hat Seine Gerechtigkeit – oder ist es nicht viel mehr Seine uns unbegreifliche Liebe? – es zum Gesetz gemacht, daß der Mensch erst geistesverwandt mit Ihm werden muß, bevor er Anteil finden wird an den ewigen Freuden der göttlichen Dreifaltigkeit.

Gedenken wir während dieses Monats der Heiligen und der Seelen im Reinigungsort. Klein ist die Erde, doch weit ist der Himmel. Kurz ist die Zeit, und endlos die Ewigkeit.

Gesetz war den Heiligen das Denken an Gott. Gesetz muß es auch uns sein, des Herrn zu gedenken, der uns den Morgen gibt und den Abend, auf daß wir Ihn loben und preisen und lieben.

Nur den gedankenlosen Menschen kann die Welt gedankenlos machen. Der Gottesfürchtige sieht seinen Herrn. Er schaut auf das Kreuz, das er immer in seiner Nähe hat, und er lobt und dankt. Er schaut in die Natur, und er weiß, wessen Odem alles erschaffen und erhält. Er schaut auf sein Glück und er schaut auf seine Not, und er sieht Gottes Vaterhand, die jeden segnet und die keinen ganz verläßt.

Der Gottesfürchtige gedenkt des Himmels. Er lebt in der Gemeinschaft der Heiligen, in der großen Familie Gottes, immer suchend, ein würdiges, ein von Gott und allen Heiligen geliebtes Mitglied dieser Familie zu sein. –

– Der Schriftleiter

Blasse Hände

In blassen Händen ruhen stille Leiden
wie Heiligtümer im Reliquienschrein;
sie beben wie in Mondnacht Silberweiden
und liegen matt und müde vom Verzeih'n.

In blassen Händen träumen die Mysterien
der Tränen, die im kühlen Dom geweint
von Waisen, die den Kelch des Herzens leeren,
wenn gegenüber hell die Sonne scheint.

In blassen Händen waltet das Verstehen ...,
wird Lärm des heißen Tages überlaut,
sie leise über deine Stirne gehen,
der Güte und dem Segen stumm vertraut.

Celida Sesselmann

Zum 75. Deutschen Katholikentag in Berlin vom 19.-24. August 1952

Im Namen unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus, in der Kraft und Gnade des heiligen Geistes, erheben wir unsere Herzen zu Dir, Du lebendiger Gott. Wir bekennen vor Himmel und Erde, vor Gläubigen und Ungläubigen, vor Irrenden und Suchenden, vor Toren und Weisen: Du lebst, o Gott, und noch gilt Dein Gesetz.

von P. B. Willenbrink O.M.J.

„Monatsblätter der Oblaten"
Oktober 1952

Die Polizei hatte beim Katholikentag vom 19. bis 24. August allerlei zu tun, um ihre Absperrungen aufrechtzuerhalten. Aber die Berliner und ihre Gäste wußten Rat; so zB bei der Schlußkundgebung im Olympiastadion. Sie finden den Weg durch Nebeneingänge und Seitentüren. Und wo es nicht anders geht, da brauchen sie ein bißchen die Ellbogen. Schließlich ist eine menschenfreundliche Polizei doch auch froh, wenn nicht blos hunderttausend bereits ins Stadion hineinkonnten, sondern auch noch viele von den andern Zehntausenden, die draußen zurückbleiben mußten, noch irgendwie hineinfinden. So kommen denn auch viel mehr ins Stadion hinein, als eigentlich darin sein dürften. Und es hat sich gelohnt; denn hier hat man etwas erleben können, was in diesem Ausmaß in Berlin noch nicht sichtbar und spürbar geworden war: „Gott lebt" noch in dieser Großstadt.

Vom Katholikentag ist also jetzt die Rede. Unsere Leser haben sich zwar über seinen Verlauf hinreichend unterrichten können durch ihre Bistumsblätter und Tageszeitungen. Es sollen deshalb nur drei Gründe überprüft werden, warum man den diesjährigen Jubiläums-, den 75. Deutschen Katholikentag ausgerechnet für Berlin angesetzt und dort durchgeführt hat. Professor E. Dovifat, der bekannte Berliner Fachmann für Publizistik, der Meister in dieser Wissenschaft und Praxis, hatte für den Katholikentag in Berlin drei Gründe angegeben.

*

Erster Grund: „Der gläubige Sinn und die Tradition vieler Generationen haben die Fruchtbarkeit des Berliner Katholizismus bewirkt. So ist das katholische Berlin bereit und berufen, die Gläubigen in allen Sektoren und in allen Zonen hier zu begrüßen."

*

Hat sich dieser Grund für den Berliner Katholikentag als echt erwiesen? Als kurz vor Beginn des Katholikentages in den Zeitungen berichtet wurde über seine Erschwerung durch die Behörden der Ostzone – Ausfall sämtlicher Sonderzüge und Wegfall jeder Fahrpreisermäßigung, Absage der öffentlichen Versammlungsräume in Ostberlin usw –, da waren manche hüben und drüben sehr besorgt, ob es sich überhaupt lohnen würde, den Katholikentag noch durchzuführen. Man erlebte dann jedoch eine große Überraschung; für die einen – angenehm, für die andern – sehr unangenehm. Berlin erlebte Tage der religiösen Besinnung, des Gebetes und des öffentlichen Bekenntnisses zum lebendigen Gott, wie diese Großstadt seit ihrem Bestehen wohl noch keine erfahren hatte. Wer hätte es vorher zugeben wollen, daß in manchen Gegenden Berlins etwa jeder dritte, der einem während dieser Tage begegnete, das Abzeichen des Katholikentages, das Tatzenkreuz, tragen würde? Wer hätte es in seinen kühnsten Erwartungen für möglich gehalten, daß er sich als Katholik in Berlin so wohl fühlen könnte wie daheim in seiner katholischen Umgebung? Und daß jene, die nach Berlin eingeladen hatten als zu einer „Wallfahrt", sich nachher nicht vor ihren Gästen zu schämen brauchten? In seiner Erwartung, aus der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe sich wirklich als Brüder und Schwestern in Christus zu treffen und einander gut zu sein, wurde

keiner enttäuscht. Und auch die nichtkatholischen Christen trugen alles dazu bei, was in ihren Kräften stand, um ihren katholischen Gästen angenehme Tage in Berlin zu bereiten. Geradezu staunen mußte man über das, was die städtischen Behörden an Erleichterung den katholischen Teilnehmern besorgten.

Berlin hat sich von seiner besten Seite gezeigt. Ein kleines Beispiel: Ich stehe vor dem U-Bahnhof Wittenbergplatz. Zwei Mädchen, das eine davon noch Schulkind von etwa neun Jahren, merkten daß ich nach dem richtigen Weg suchte. Und schon fragt die Kleine: „Herr Kaplan, haben Sie eine Frage?" Allerliebst, wie sie dabei voll Hilfsbereitschaft dreinschaut. „Ich möchte nach Tempelhof; wie komme ich dahin?" frage ich. Nach einigem Überlegen sagte die Kleine: „Mit der Straßenbahn!' Das wäre allerdings daneben geraten. Und wir einigten uns dann, daß sie das nächste Mal am besten gleich auf die Möglichkeit der U-Bahn hinweisen sollte.



*

Der zweite Grund für Berlin als Tagungsort: „Das Schicksal Berlins verkörpert die sozialen und politischen Spannungen, die irdischen Machtkämpfe und deren Sorgen und Gefahren. Darum ist diese Stadt wie kaum eine zweite in Deutschland geeignet, Zeugnis des Glaubens zu geben: Gott lebt!"

*

Mit andern Worten: Unsere Kirche sollte all denen, die unter sozialen und politischen Spannungen, den irdischen Machtkämpfen und ihren Sorgen und Gefahren, mühselig und beladen dahinleben und vielleicht gar deswegen an Gott verzweifeln, ein wegweisendes und tröstendes, ein helfendes Wort sagen. Der Katholikentag sei für diese Antworten der beste Ort und die beste Zeit, meinten die Berliner.

Und der Katholikentag hat Antwort gegeben; besonders in den Arbeitskreisen, die sich mit folgenden Themen befaßten: „Gott oder ewige Materie – Mensch ohne Gott oder Mensch mit Gott – Ist christliche Ehe heute möglich – Bleiben unsere Kinder Christen – Bringt die Technik uns voran – Wie bleiben wir Mensch in unserer Arbeit – Wie rettet der Christ das Recht – Wie finden wir Christen Heimat miteinander – Wo ist dein Bruder – Gottes Reich geht über alle Grenzen." In diesen Arbeitskreisen wurden Antworten gesucht und gefunden für die Lebensprobleme, mit denen Menschen aus der Ost- und Westzone grübelnd nach Berlin gekommen waren. Man

hatte auch die Methode dieser Arbeitskreise von vornherein so eingerichtet, daß keinem Irrtum der Zutritt verwehrt war. Jeder konnte schriftlich Fragen stellen. So ergab sich, daß selbst ausführliche Berichte in Tageszeitungen erschienen, wo man es zunächst nicht hätte vermuten sollen. Beste Berichte dem Umfang und der Art nach kamen dadurch in Kreise, die sonst wenig erfahren über die Antworten unserer Kirche auf brennende Lebensfragen. Der Berliner Katholikentag hat sich also auch in dieser Hinsicht gelohnt.

In dem zehnten Arbeitskreis, wo man beisammen war unter dem Motto „Gottes Reich geht über alle Grenzen", erlebten wir noch eine zwar drastische, aber sehr lehrreiche Bestätigung, warum gerade in einer Weltstadt wie Berlin der Katholikentag not tat. Der Heidenmissionar P. Schäfer SVD gab einen Bericht über seine Missionsarbeit in Neu-Guinea. Vor zwanzig Jahren war er mit einem Mitbruder zu dem bis dahin ganz unbekannten Volksstamm der Kanacken gekommen. Die Verhältnisse dort bei den ganz und gar „Wilden", wie P. Schäfer sie nannte, müssen trostlos und für unsere Vorstellungen geradezu schaudererregend gewesen sein. Diebstahl, Mord, Frauenraub usw – um nur ein weniges von dem Gröbsten zu nennen – gehörten zu den Selbstverständlichkeiten des Alltags. Wer der stärkste Mann war, konnte sich das alles ungestraft erlauben. Auf ganz eigenartige Weise gelang es P. Schäfer und seinem Mitbruder, sich unter diesen Wilden doch Gehör zu verschaffen für das Evangelium Christi. Und der Erfolg? Heute, nach zwanzig Jahren bereits, ist ein Großteil dieser Kanacken christlich und führt ein Leben der Ordnung und Sittlichkeit, so daß Pater Schäfer am Schluß seines Berichtes feststellen konnte: Es hat sich schon gelohnt, diesen Kanacken das Christentum zu bringen. Kanacken werden durch das Christentum ein gesittetes Volk. Völker werden zu Kanacken, zu wilden Horden, wenn sie Gott und sein Gebot, Christus und seine Kirche aus ihrem Leben ausschalten. Und das Ende davon sind Unfriede und Krieg, Tod der Völker, Ruinen ihrer Dörfer und Städte. Es täten überall Katholikentage not; damit alle, die guten Willens sind, hören können, was ihnen nach dem Evangelium Christi zum Heile dient; nicht nur für das Jenseits, sondern schon für ihr menschenwürdiges irdisches Dasein.

*

Der dritte Grund für Berlin als Tagungsort: „Berlin ist der Brennpunkt des politischen Interesses der ganzen Welt, Linse der Strahlungen aller politischen Kräfte, Mahnbild der Gefahr des Auseinanderfallens dieser Welt in zwei sich bekämpfende Hälften. Darum ist diese Stadt berufen, über die Spannungen hinweg aus der Einheit und Universalität des katholischen Glaubens im Bekenntnis zum lebendigen Gott die Versöhnung zu verkünden, die in dem Gruße Jesu Christi liegt: Der Friede sei mit euch!"

*

Den Ernst dieser Begründung konnte man am besten auf dem Potsdamer Platz spüren. Da stoßen die Ost- und Westmächte hart aufeinander. Auf der einen Seite des Platzes beginnt der sowjetische Sektor, und gegenüber auf anderen Seiten die anderen Sektoren. Der kalte Krieg spielt sich hier in nervenzerreißenden Proben ab, wobei vor allem unsere deutschen Landsleute die Leidträger sind. Man kann es den Berliner Katholiken wirklich nachfühlen, daß sie in dieser verzweifelten Situation, wo fremde Weltmächte ihre Heimatstadt auseinander gerissen haben, deren Hälften den ganzen Erdball mit sich ins Chaos zu stürzen drohen, nach der einzig noch übrig bleibenden, die Welt einigenden Kraft, nach der Kirche Ausschau halten und von ihr die Rettung durch den Frieden erhoffen.

Schon der vorjährige protestantische Berliner Kirchentag hatte in diese Situation hineingesprochen: „Wir sind doch Brüder." Diese Friedenssehnsucht aufgreifend, haben viele Sprecher beim Katholikentag herrliche Worte gefunden über die Kirche und ihre Aufgaben im Dienst der Einheit und des Friedens der Welt. „Mag die rein menschliche Hoffnung, die trennenden Grenzen möchten eines Tages fallen, recht kümmerlich sein und größer

* * *

Ein gastliches Haus gibt unendlich mehr als Essen und Trinken und Herberge. Es gibt den Reiz und das Behagen des eigenen Hauses ohne seine Mühen und Sorgen; es gibt den Gästen das wärmende Gefühl, lieb und willkommen zu sein; es gibt guten Mut für die eigene Heimat und Frische und Kraft zu der Rückkehr ins Alltagsleben. **O. Wildermuth**

Gott wandelt nicht stets die Wege, die wir meinen, die wir wollen. Unser Gott führt und gürtet uns oft, um uns dahin zu bringen, wohin wir mit unserm Eigenwillen dann nicht wollen. Unser Gott lenkt uns, wie alles im Weltall, nach seiner großen Weisheit, nicht nach unserer unweisen Kleinheit. Aber er vergißt uns nicht, vergißt keinen. Das ist seliger Trost.

A. Donders

* * *

die Angst vor dem endgültig unaufhebbaren Riß: untrennbar bleibt für uns Christen trotz aller trennenden politischen Grenzen die Einheit der Herzen, im Glauben und Beten, die Einheit im Herrn und in der Kirche des Herrn. Und es bleibt die christliche Hoffnung auf den Herrn der Geschichte, der politischen Machthabern ihre Stunde bestimmt, aber auch das Ende ihrer Stunde. Die Kirche aber bleibt, denn das Ende der Kirche wird auch das Ende der Welt sein. Diese Welt geht heute, trotz vieler Widerstände, auf die Einheit zu.

Gerade die Christen aller Länder und Völker sind berufen, dieser werdenden Einheit einen Sinn, einen Wert und eine Seele zu geben. Alle Menschen, Rassen und Völker haben ihre letzte Einheit im lebendigen Gott und die reale Möglichkeit ihrer auch zeitlichen Einigung in dem Menschen, der Gott ist, in Christus und der Kirche Christi. Das gibt den Christen das Recht, ja die Pflicht, das Humane mit aller Kraft zu wahren und als ihre geistige und physische Heimat zu verteidigen. Sehr klar kam das bereits in der Arbeitsgemeinschaft des Katholikentages ‚Gottes Reich geht über alle Grenzen' zum Ausdruck, wo neben den Deutschen aus Ost und West Vertreter vieler Nationen und Erdteile zu Worte gekommen sind. Nicht nur die räumliche Weltweite der katholischen Kirche tat sich auf, sondern auch die geistige Geräumigkeit; die bereit ist, alles echt Menschliche, wo immer es sich findet, hereinzulassen." Diese Erkenntnis von der Kirche als dem Hort der Einheit und des Friedens für alle Völker ist der beachtliche, besondere Wert, den der Katholikentag den Teilnehmern erbracht hat. Sie wurden sich aber auch ebenso klar darüber, daß diesen Erkenntnissen, bevor sie Wirklichkeit werden können, der lebendige Gott entscheidend zu Hilfe kommen muß. Um diese Gnade rangen die Berliner und ihre Gäste bei den gemeinsamen großen Betstunden und Gottesdiensten. Ganz Deutschland hat mitgebetet. Warum sollten wir kein Vertrauen auf Erhörung haben? „Auf dich, o Herr, vertraue ich; ich sag: Du bist mein Gott, in deinen Händen ruhet mein Geschick" (Ps 30, 15–16). Die Gebets- und Meßopferstunden beim Katholikentag haben dieses Vertrauen gestärkt.

Trotz des Ernstes der Lage haben die Berliner nicht ihren Humor verloren. Der Präsident des Zentralkomitees, Karl Fürst zu Löwenstein, sprach bei der Begrüßungsrede auch von den besonderen Umständen, die den Katholikentag erschwerten, von den Zonen- und Sektorengrenzen. Dabei betonte er, Glaube und christliche Bruderliebe lasse sich durch Grenzen nicht absperren. Ein Berliner habe ihm deswegen im Hinblick auf die dortige Sektorengrenze treffsicher gesagt: „Und wenn sie uns das Brandenburger Tor zumauern, dann werden wir uns durch Kopfzeichen verständigen."

All diese Nützlichkeitserwägungen für Berlin als Tagungsort des Katholikentages sind aber nicht allein maßgebend. Deutschland hatte in der Welt ein Beispiel schlimmster Gleichgültigkeit gegen Gott gegeben. Und Berlin war die Hauptstadt dieses Landes, wo dieses Verhalten besonders sichtbar und spürbar wurde. Darauf nahm der Heilige Vater in seiner Botschaft an den Katholikentag Bezug und sagte: „Wenn von einem eures Volkes das furchtbare Wort geprägt wurde: ‚Gott ist tot', so soll eure Tagung eine flammende Verwahrung dagegen sein und ausklingen in den über ganz Deutschland vernehmbaren Ruf: Gott lebt, wir beugen unser Knie vor Ihm, bereit, in allem Seinen Willen zu erfüllen." Das ist der entscheidende Grund, warum Deutschland so bald als möglich – nach dem Sturz der falschen Götter – den wahren Gott die Ihm gebührende Ehre wiedergeben mußte. Solches aber konnte am besten beginnen mit einem Katholikentag in Berlin.

*

Eitelkeit baut sich von Schaum ein Schloß auf. Strahlen die Sonnen, funkelt es hell, doch zerstiebt's leicht vor dem Hauche des Wind's.

Rübel

Elisabeths Rosen

An den Fenstern der Wartburg standen Elisabeths Rosen, in bunte irdene Töpfe gepflanzt, und schauten ihr nach. Sie ging auf dem steinigen Wege, der von den ungefügen Mauern hinabführt in das liebliche Waldtal.

Die feinen Ranken und Blättchen zitterten in dem kalten Wind, der herbstlich um die kahlen Wände blies, ein paar zarte, verspätete Blüten wiegten sich in der dünnen Bläue der Landschaft, und ein seidiges Haar wehte auch mit hinaus über all den Hügeln und Baumwipfeln der Tiefe auf dem matten weißen Himmel. Denn die hohe Frau hatte sich über die Blumen geneigt und sie in die seltene Sonne gerückt, ehe sie am Morgen das Gemach verließ.

Warum ist Elisabeth traurig? – Sie lächelt nur aus weiter Ferne und gar nicht von dieser Erde, als sie die Röslein zwischen den Blättern sah, und dann hob sie die schönen milden Augensterne wieder zu dem weiten Himmel, der allein des Fensters Raum füllte, und große Tränen lagen darin und ein Sehnen.

Die Rosen liebten Elisabeth und hatten sie immer geliebt, seit sie mit ihr aus fernem Osten in dieses grüne Land gezogen waren, junge Stämmlein mit einem lieblichen Kind. Sie wußten ja noch, wie die Mutter das Kind immer wieder ein letztes Mal an ihr Herz gedrückt; und ihr angstvoller Blick ging beschwörend in der Runde, zu den Männern, die noch neben bepackten Pferden standen, zu den Dienern in bunter Tracht auf ungeduldigen Rappen, und zu den Frauen, die reisebereit ihr kleines Mädchen abnehmen wollten; und streifte all die Bündel und Kasten und Körbe, in denen sie dem Kinde die Heimat mitgab, und bat überall mit heilig rührender Hilflosigkeit: Hütet mein Kind, habt auch mein Kindlein lieb!

Das hatten die Rosen gesehen, die einzelne spitze Dornen aus einem Korbe streckten, in den man sie verpackt hatte als Gabe der Frauen in die sonnenärmere Ferne.

Die Rosen standen still an der lauten Burg, gepflegt von den Frauen, die auch des Mägdleins pflegten, das selbst wie eine schöne fremde Rose emporwuchs inmitten der blonden Gespielen. Hier war der stille Platz, und der Lärm der Gäste verstummte an dieser wohlbehüteten Stätte. In der Mittagssonne aber des einsamen Zimmers stand das kleine Mädchen; es war auf einen Stuhl an dem hohen Fenster geklettert und stand nun dort oben, die runden Händchen auf den breiten Steinsims gestützt, das schwarzlockige Köpfchen über die Blumen geneigt, und sah gar ernsthaft und nachdenklich in den Kelch einer Rose; die Blüte öffnete sich unter dem forschenden Kinderblick, so weit, so wonnig wurde ihr. Elisabeth sah all die zierlichen gelben und weißen Fädchen in ihrem Innern und ganz kleine schwarze Käfer dazwischen auf und ab laufen; sie schaute immer aufmerksamer hinein mit staunend geweiteten Augen, und die gute Rose wußte gar nicht, was sie tun sollte vor Glück und Liebe, und reckte sich dem Kinde entgegen und bog ihre sanften Blätter zurück, so weit sie konnte. Da klang ein klagender Laut an den Mauern draußen herauf; ein Bettelknabe, wie sie häufig vor die Tore kamen, hatte das Fürstenkind erspäht und hob bittend die Hände zu ihr empor. Die Kleine bog sich weit vor und schaute in die steile Tiefe, und eine Glut himmlischer Güte überzog ihr Gesicht wie der Widerschein einer Sonne, als sie das arme Kind da stehen sah. Mit beiden Händchen griff sie in die Rose, die sich willig den kleinen Fingern überließ, und warf sie hinunter. Sie zerflatterte im Fallen, und hundert rosige Tropfen regregneten in langsamem Wirbel durch die sanft bewegte Luft; das Mägdlein schlug die Hände zusammen und lachte hell vor Überraschung und Freude, auf dem hohen Fenster über dem Abgrund kniend, an das Gerank ihrer Blumenstöcklein gelehnt wie an eine feste Mauer.

Und Jahre später, als die Sommernächte voll Sterngefunkel und geheimer Wunder dahinzogen über der einsam ragenden Burg in leuchtender Himmelsnähe, da dufteten die Rosen zu der geliebten Frau hinauf, die in dem stillen Gemach gedankenvoll ans Fenster getreten war. Ihre Hände ruhten in der ihres Mannes, und beide sahen in die lichterfüllte Dunkelheit der Nacht, da der Sinn der Welt sich allen Wesen erschloß. So blau war die Erde und der Himmel so tief, grenzenlos wie ein Traum; und grenzenlos war auch die Liebe, die durch alle Geschöpfe pulste,

die da schliefen und dufteten und leuchteten, und die sie alle, alle umschloß in dem Herzen Elisabeths – die aus dem seligen Munde lächelte und aus den frommen Augen hervorbrach auf die Sterne und das schlafende Tal und die blühenden Rosen und über all dies hinweg in etwas nicht Geschautem endete, so daß die Blumen ehrfürchtig zusammenschauerten und ganz still ihre Kelche öffneten, andächtig zu ihr emporzuschauen. Da ergriff des Mannes Hand eine um die andere von ihnen und steckte sie als große weiße Sterne in die dunkle Nacht ihrer Haare.

Die Rosen standen an den Fenstern der stillgewordenen Burg; immer hatten sie für Elisabeth geblüht. Sie schauten ihr nach, wie sie auf dem steinigen Wege einsam dahin schritt, weg von den Mauern der Burg, wo nicht mehr festliche Klänge und bittende Klage lebte; nicht mehr fröhlichen Ganges, nicht mehr mit dem milden Stolz der Fürstin. Es war soviel seltsames vorgegangen. Die Rosen fühlten es wohl, und sie zitterten für Elisabeth, die eilig und scheu der herbstlichen Trauer des Waldes entgegenging. Große Bangigkeit und Sehnsucht sprach aus ihren verlangend hinausgebogenen Blüten und schien ängstlich zu fragen: Will sie uns verlassen, die unsere Sonne ist und Wärme und Leben? Und mit ihren duftenden lautlosen Stimmen riefen sie ihr nach, sie mitzunehmen in ihre Welt im Tal, und sandten die süßesten Worte und Namen ihr nach. Aber Elisabeth hörte sie nicht, denn sie trug eine andere Liebe im Herzen. Da überzog eine der weißen Wolken die Sonne am Himmel; die Rosen standen im kalten Schatten,

Schluß auf Seite 12



**Wir bitten dich um unser täglich Brot,
Der du die Lilien auf dem Felde kleidest,
Der du dem Sperling seine Nahrung gibst
Und milden Wind dem nackten Lamm bereitest.
Gib unsern Kindern, die du selbst uns gabst,
Was sie bedürfen für ihr täglich Leben!
Gib uns die Kraft der Arbeit, daß wir froh
Ob des Gedeihns zu dir die Hände heben.**

M. Herbert

Berliner Eindruecke 1952

„Christ Unterwegs" Juni 1952

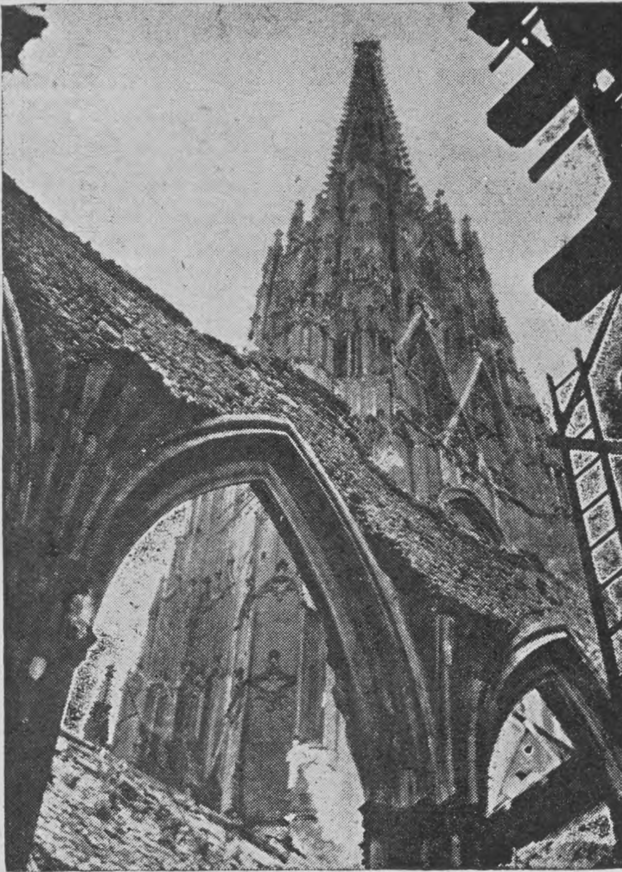
„Uffn Potsdamer Platz soll'n se übern Wehrbeitrag diskutieren, da jeht dat viel schneller als in dem Dorf dort in Westdeutschland!" Das war die Stimme eines Taxifahrers in Berlin, der die Gäste aus dem ruhigen Westen vom Flugplatz in die Hotels fährt. Aber diese Stimme kehrte an jenem Tage nach der großen Wehrdebatte des Bundestages immer wieder, wenn man fragte, was hier in Berlin zu diesem Thema zu sagen ist. Berlin hielt niemals viel von jenen, die nicht in erster Reihe stehen, wenn Entscheidungen fallen, aber seit der Aufhebung der Blockade 1949 ist dieser Kampf in Berlin nicht minder hart geworden und dadurch auch diese rauhe aber herzliche Sprache.

Wenn es dunkelt, fallen die vielen Ruinenfelder noch mehr auf als im Tage. Dort sieht man nichts mehr von den Neonreklamen, nicht mehr die eleganten Damen, die sich wie bei uns im Bundesgebiet, nicht sattsehen an den Schaufenstern mit der neuesten Mode. Ja, die Berliner Geschäftswelt hat Mut. Sie hat aufgebaut, wo sie konnte, meist im alten Stil, und wenn man heute durch die großen Verkaufsräume des „KaDeWe" am Tauentzien schlendert, glaubt man sich in Kindheitstage zurückversetzt, denn alles ist wieder an den alten Plätzen. Alles wird dort verkauft, wo man es früher vorfand, die Weckeruhren und die holzgeschnitzten aus dem Schwarzwald, die mit dem Kuckuck, am Eingang von der Seitenstraße, die Spielwaren und der Sport, die Bücherabteilung, alles findet man ungefähr dort wieder, wo man es verlassen hat, als die Bomben dieses große Kaufhaus zerstörten. Was anders ist, ist das Publikum. Früher ungeheuerer Umsatz, heute viele Menschen, die sich in den kalten Wintertagen doch wenigstens ein Stündchen in dem großen Haus aufwärmen und fast träumend durch die Warenauslagen schlendern.

Viel Not gibt es auf dieser Insel der Freiheit. Der Bund hat immer geholfen, hat Milliarden nach Berlin gepumpt, aber es ist ein Faß ohne Boden. Die Wirtschaft stöhnt, und Wirtschaft ist das Lebensblut dieser Stadt, der Menschen, die in ihr leben.

„Die sind ja feige", immer wieder klang mir diese Anklage in den Ohren. Immer wieder mußte ich es hören, vom Universitätsprofessor, vom Direktor einer großen Druckerei. Berlin steht und fällt mit dem Mut dieser westdeutschen Wirtschaft sagte einer. 300 000 Arbeitslose, 900 000 Menschen, die nur von öffentlichen Mitteln unterstützt werden. Und es könnte vieles besser laufen. Neulich ist ein großer Millionenauftrag für das Druckergewerbe von Berlin zurückgezogen worden, als die Russen in Mariaborn einige Lastzüge festhielten. Trotz Bürgschaften, Hilfen des Bundes trauen sich viele nicht nach Berlin mit ihren Aufträgen. Und hier auf dieser Insel warten die Arbeiter, wartet eine intakte Industrie auf den Ruf aus dem Westen.

Berlin ist das Schaufenster zum Osten. In diesem Jahr spürte man es besonders, denn 380 000 Menschen kamen allein aus der Zone um die „Grüne Woche" zu besuchen. Der Osten wußte die Gefahr einzuschätzen und ahmte die Ausstellungszeitung nach. Ohne Erfolg. „Mit dem Iwan seiner Sprache sind wir schnell fertig", meinte einer, „der hat nur von uns gelernt." Und er erzählte vom Weltjugendtreffen der FDJ, wo die westberliner Studenten unter Lebensgefahr Imitationen der Festzeitung im Osten Berlins verteilten, Flugblätter hinüberbrachten. Täglich arbeiten sie heute noch unter schweren Bedingungen und immer wieder steht eines Tages einer dieser jungen Menschen im Westen und dann kommen die schweren Worte: „Ich kann nicht mehr zurück!" 70–80 000 Flüchtlinge aus der Zone leben in Westberlin, Menschen, die dort für die Freiheit kämpften, wo es mit dem Einsatz des eigenen Lebens bezahlt wird. Wohin mit ihnen? Viele würden gern nach der Bundesrepublik kommen, aber wohin, wenn man fremd ist? Die Parteistellen der freien Parteien helfen wo es geht, aber Berlin ist ein Armenhaus, auch wenn ich vorhin von den leuchtenden Schaufenstern sprach. Das bedeutet nur, daß Berlin auf Gäste wartet, auf Ausländer und



Menschen aus dem Bund, die dort einkaufen, denn er selbst, dieser Berliner, kann nicht allzuviel Geld springen lassen. Er ist arm geworden, arm in dieser Frontstellung für die Freiheit.

Wenn man in die Nähe zum Potsdamer Platz kommt, wird es immer dunkler. Die Lichter werden immer magerer, die Geschäfte mit den großen hellen Schaufenstern immer seltener. „Hier wird Ostgeld angenommen." Gewiß, Ostgeld, aber der Kurs ist schwer gefallen und diejenigen, die aus der Ostzone kaufen kommen, müssen sehr viel Ostgeld mitführen, um wirklich etwas zu erhalten. 5.65DM stand der Kurs für ein Westmark, als drüben bekannt wurde, daß man in Pankow beschlossen hatte, neues Geld auszugeben und dabei Kaufkraft abzuschöpfen. Noch ist es nicht soweit, denn das Notenpapier fehlt den Ostzonalen. Zwei Prägeplatten, zwei Geldwerte werden zur Zeit ausgedruckt, soweit ist man bereits informiert, aber die anderen Dinge fehlen, um einen echten Umtausch aller Werte durchzuführen.

Die Westberliner leiden Not, denn viele kaufen ihr Brot und Zucker im Osten. 5 zu 1 ist die Menge, die sie dafür erhalten. Der Osten kauft in Westberlin Schuhe. Trotz dieses lebhaften Handels zwischen den Sektoren dieser Stadt, durch die nur noch die einheitlichen Verkehrsadern, gleichsam als letzte Kanäle des Berliner Blutes fließen, ist es still geworden am Potsdamer Platz, dort wo einstmals ein pulsierendes Leben herrschte. Am Sonntag quakte ein ostzonaler Lautsprecher die Propagandasprüche der Sowjets in die Westsektoren, kein Mensch nahm davon Notiz, denn kein Berliner kann das hören. Er ist immun gegen all das, was vom Osten kommt. Aber dieser Platz ist heute tot, nur Ruinen und Plakate über den östlichen Fünfjahrplan sieht der Fremde, der einst hier im Kaffeehaus saß und auf das Lichtmeer der Leipzigerstraße herabblickte.

Und trotz all dieser Not, dieser fehlenden Arbeit, hält diese Stadt stand, ist unerschütterlich in ihrem Glauben an die Freiheit. Hier versteht man nicht das Nein von Luise Schröder und Paul Löbe im Bundestag, als über die grundsätzliche Bejahung des Wehrbeitrages gesprochen wurde. Dort, wo man jahrelang die Not, die Dunkelheit, den Hunger auf sich nahm, um der Freiheit willen, wo man seit Jahren den Russen vor der Tür hat, sind diese Dinge alle auf eine reale Ebene geschoben, fern ab von jeder parteitaktischen Erwägung. Hier kann sich Niemöller nicht halten und wenn seine Broschüre auch an den Kiosken zu haben ist, verkauft wird sie sehr selten.

Auch die Zeitungen sprechen in Berlin eine andere Sprache, mit ihren eigenen Parteifreunden, mit ihren Senatoren, mit denen, die der Stadt und dem Bund vorstehen. Das gehört zur Stadt, zu ihrem Temperament, das auch dann nicht versagt, wenn es gilt Feste zu feiern. Der Presseball 1952, der 80jährige seit Bestehen, konnte nicht glanzvoller sein, auch wenn es wohl an diesem Abend in keinem Berliner Frackverleih auch nur ein Stück mehr gegeben haben mag. Über 3 000 Personen, Furtwängler feierte gleichzeitig das 70-jährige Jubiläum für das Philharmonische Orchester, das er durch die harten Nachkriegsjahre getragen hatte. Auch das ist Berlin, elegant, wie es hier im Westen bisher nicht gelang und zugleich trostlos in der Winterkälte, wo von den zwei Millionen Westberlinern immer einer vom andern durchgezogen werden mußte.

Wie sagte doch der Taxifahrer? Uff'n Potsdamer Platz soll'n se diskutieren! Ja, die Berliner haben auch am Lautsprecher gesessen, nicht nur sie, denn

in jedem Haus, wo es irgend möglich war in der Ostzone, suchten die Menschen Trost für ihr hartes Los, hingen sie am RIAS, der trotz der russischen Störsender doch weitgehend zu hören ist. Die ostzonalen Gastwirte schimpften. An diesen Abenden der Wehrdebatte war kein Geschäft zu machen. Auch die SED-Funktionäre hörten. „Dienstlich natürlich."

Berlin 1952, die Stadt hat vieles aufgebaut, ohne die Wunden schließen zu können, die der Krieg gerissen hat. Immer noch wartet man auf den Kontakt zum freien Westen, immer noch hofft man und man wird nicht müde, diesen Kampf weiterhin zu führen, bis eines Tages doch einmal die Vereinigung mit dem Westen kommt. Bis dahin aber hofft man auf etwas anderes, worauf man im großen Umfange seit Aufhebung der Blockade viefach umsonst gewartet hatte, auf den Mut der westdeutschen Wirtschaft, die Aufträge nach Berlin verlagern soll, damit die Menschen, die hier leben, nicht nur abgerissene Kämpfer einer freien Welt sind und bleiben, sondern neben vollen Schaufenstern sebst Träger einer freudigeren Lebensatmosphäre werden, so wie wir es hier geworden sind, seit 1948.

Elisabeths Rosen

Schluß von Seite 9

ein Schleier senkte sich auf die Landschaft ,und schwer lag unter der steilen Tiefe der bröckelnden Mauer der buschige Wald, aus dem ein Mann heraufstieg, wie eine dunkle Gewalt der einsam Wandelnden sich nähernd. Der Wind wurde eisig und schüttelte die schwachen Rosenstämmlein mit ihren haltlosen Blüten. Und da drunten ging die Frau, die ihre Sonne war! „Bei ihr ist Sonne und Schutz", flüsterten die Rosen; „sie ist traurig und einsam und in Gefahr, wir aber lieben sie ja!"

Die Sehnsucht riß mit nie gefühlter Kraft an den Dornzweigen, und die Röslein schlossen ihre Augen, um nichts mehr zu sehen, wo sie unfähig waren zu helfen. Doch – da lagen sie plötzlich im Dunkeln unter dem Mantel am hochklopfenden Herzen Elisabeths, von ihrer lieben Hand umschlossen; und sie hörten, wie dies Herz gerade sprach: „Nein, ich bin nicht allein, alle Wesen lieben mich und stehen zu mir, weil ich Gott liebe." Der Mantel wurde aufgeschlagen, und mit liebenswürdigem Triumphe bot Elisabeth die duftenden Blüten dem Licht und den erstaunten Augen jenes Mannes entgegen.

Die Rosen aber sahen weiter nichts als das himmlische Antlitz über sich, auf dem Verklärung lag und völliger Friede.

In der Geschichte der Völker ist ein großes Durcheinander festzustellen. So mag es nach der Sprachverwirrung vor dem babylonischen Turm gewesen sein, als die Völker einander nicht mehr verstanden. Aber auch in diesem Durcheinander vollenden sich Pläne und Ratschlüsse der göttlichen Weltregierung. Wir können nicht die Pläne Gottes schauen. Wir wissen aus der Offenbarung im Brief an die Römer: „Nicht zu ergründen sind seine Gerichte und nicht zu erforschen seine Wege" (Röm. 11,33). Wir sehen nur die Rückseite des Teppichs, wo grüne und rote und blaue Fäden durcheinander laufen. Vor Gottes Augen liegt die Vorderseite des Teppichs mit den Bildern in schönster Farbenharmonie offen. Wir wissen aus der Offenbarung: „Der Herr hat die Völker heilbar erschaffen" (Weish. 1,14). Der Herr will also nicht den Untergang der Völker. Er will, daß ihre Wunden heilen und sie wieder auferstehen. Der Herr hat versprochen, er werde das geknickte Rohr nicht vollends brechen und den glimmenden Docht nicht vollends löschen (Mat. 12,20). Wir wissen aus der Offenbarung: „Gott ist König über die ganze Erde" (Ps. 44,8). Die Großen der Erde dürfen also nicht meinen, sie seien die Baumeister der Völkergeschichte. Sie sind nur Bausteine in der Hand Gottes. Dieser Glaube gibt uns Ruhe und festen Standpunkt. „Stehet fest im Glauben!"

Kardinal Faulhaber

November-Gedanken

Wie müde Schnitter am Sommerabend auf ihren Garben rasten und mit stiller Befriedigung übers weite Feld hinausschauen, das sie bearbeitet haben: so sitzen in vielen Häusern alte, von langem Leben und vieler Mühsal müdgewordene Menschen, gedankenvoll die Hände im Schoß gefaltet, wie im Traum der vergangenen Tage gedenkend oder in feierlichem Ernst der nahen Ewigkeit entgegensinnend. Sie haben Hast und Gier verlernt und verlangen nichts mehr vom Leben als einen ruhigen Abschied; sie tragen gegen niemand mehr Haß und Groll, denn sie haben in den langen Jahren ihres Lebens alles begreifen und alles verzeihen gelernt. Darum stehen sie jetzt unter den Jungen wie ein Besuch aus der Ewigkeit, der sie an die letzten und schönsten Ziele des irdischen Lebens gemahnt.

Glücklich die Familie, die einen solchen Schutzgeist in ihrer Mitte hat! So ein alter Vater, eine greise Mutter sind die verkörperte Lebenserfahrung, auch wenn sie keine hohe Bildung genossen und keinen hochstehenden Posten eingenommen haben. Auch in einfachen, ärmlichen Verhältnissen hat sie das Leben streng in die Schule genommen und sie haben daher tief in sein dunkles Geheimnis geblickt. Sie haben vor Jahrzehnten wohl ebenso kühn und tatenfroh begonnen, wie ihr es heute tut, und sind erst im Laufe der Jahre durch Enttäuchung und schmerzliche Erkenntnisse ruhiger, vorsichtiger und ergebener geworden.

Von den lieben Alten

Von Lebensweisheit und Welterfahrung erfüllt, reden alte Leute gerne aus dem Reichtum ihres Herzens. Nehmt es ihnen nicht übel! Mancher Satz aus ihrem Munde ist wert, daß ihr ihn tief in euere und eurer Kinder Seele eingrabet, und es ist schön, wenn ihr solche Weisheitsworte eurer Eltern und Großeltern als lebendige Andenken in euch traget. Lasset euer stürmisches, jugendliches Wesen durch ihre Vorsicht und Bedächtigkeit etwas zügeln, euren Arbeits- und Erwerbsdrang durch ihre wohlmeinenden Hinweise auf das einzig Wertvolle im menschlichen Leben regeln, eure Ungeduld bei Mißerfolgen und Heimsuchungen durch ihre weisen Trostgründe und Ermunterungen beruhigen. Lernet von ihnen jene aus lebenslänglichem Umgang mit Menschen und Tieren gewonnene wundersame Milde in Wort und Tat, jenes mitleidige Verstehen aller andern Wesensarten, die ihr Jungen so gerne gewaltsam nach eurem Meinen und Wünschen ändern möchtet. Und lernet vor allem aus der leibhaftigen Gestalt eurer von Alter und Mühsal gebeugten Eltern oder Großeltern, daß dieses letzte Kleinwerden das Ende aller irdischen Größe, Kraft und Klugheit ist. Danket Gott, daß er euch täglich dieses ergreifende Bild menschlicher Vergänglichkeit vor Augen stellt, um euch vor jenem hochfahrenden, stolzen Wesen zu bewahren, das so vieler Menschen Glück zerstört. Gott geht in mancherlei menschlicher Gestalt lehrend und warnend über die Erde und in die Häuser: aber eine der reinsten und rührendsten Darstellungen, welche die Güte Gottes zu unserer Unterweisung geschaffen hat, ist die prophetisch zwischen Zeit und Ewigkeit stehende Gestalt des Alters.

Man sagt bisweilen, daß alte Menschen eine Last sind. Ist denn nicht jeder Mensch dem andern eine Last? Warst nicht auch du deinen Eltern seit der ersten Stunde deines Lebens eine schwere Last? Rechne einmal die Stunden zusammen, die deine Mutter für dich gewacht, gearbeitet, gebetet, dein Vater sich für dich gesorgt und geplagt hat! Die Falten ,Runzeln auf ihren Stirnen, Wangen und Händen und die bleichen Haare ihres Hauptes sind die sichtbaren, unverlöschlichen Zeichen, wie schwer sie an deiner Last getragen haben. Und hast du sie darüber klagen hören? Es lächelt das Antlitz deiner Mutter, wenn sie sich nach durchwachter Nacht des Morgens über deine Wiege beugte. Selig umschlang dich dein Vater in Wiedersehensfreuden, wenn er des Abends müde und schweißbedeckt vom Felde oder aus der Werkstatt kam. Und du willst von Last und Bürde reden, wenn diese beiden Alten, nachdem sie um deinetwillen Jugend und Kraft und Gesundheit geopfert haben, jetzt ein paar Jahre deiner helfenden Kindeshand beim letzten Gang be-

dürfen; nachdem sie dir seit deinen Kindheitstagen unzählige Wohltaten und Freuden erwiesen haben, jetzt auch dann und wann nach einem kleinen Freudlein aus deiner Hand sich sehnen? Du solltest glücklich sein, daß sie dir noch einige Zeit gegeben sind, um ein wenig von deiner lebenslangen Dankesschuld abtragen zu können.

Bedenke, daß wohl auch du einmal in die Jahre des Alters kommen wirst: dann wirst auch du schwach und kraftlos sein und der Stütze und Hülfe bedürfen. Dann werden auch deine Haare grau und weiß, deine Augen schwach und trübe, deine Hände und Füße steif und schwer beweglich. Dann wirst auch du wie ein Häuflein Elend unter der gesunden, frohen, arbeitsamen Jugend sein. Dann wirst auch du dich nach dem freundlichen Wort, nach jedem lieben Blick aus den Augen deiner Kinder und Enkel sehnen und nichts würde dir schmerzlicher sein, als aus ihrem Benehmen gegen dich zu merken, daß du ihnen zur Last geworden bist.

Darum hütet und pfleget die ehrwürdigen, greisen Gestalten eurer Familie als eure Lieblinge. Es braucht nicht viel, um solch alten Menschen, die Entbehren und Entsagen gelernt haben, eine Freude zu machen: irgend eine kleine Aufmerksamkeit, ein gütiges Wort, ein kurzes Geplauder kann ihnen einen ganzen Tag verschönen. Niemals sollen sie sich bei Tisch, bei einer Familienfestlichkeit, bei einem Besuche vor euch und euren Kindern zurückgesetzt fühlen; wenn sie nicht persönlich dabei zugegen sein können, so lasset sie wenigstens nachträglich daran teilhaben, indem ihr ihnen davon erzählt, ihnen etwas davon schenket. Die Liebe macht auch ihnen gegenüber erfinderisch.

Eines Tages wird man diese lieben Alten von euch nehmen und hinaustragen auf den Ruheplatz der Toten. Dann, wenn sie für immer von euch gegangen sind, werdet ihr erst ganz begreifen, was sie euch waren und was sie euch hätten sein könen. Möge dann nicht zu späte Reue euer Herz betrüben und euer Gewissen beschweren!

Am Schlusse des Kirchenjahres, wo das erste Evangelium vom Gerichte an unsere Seele klopft, ist die Stunde gekommen, in welcher du mit dir Gewissenserforschung halten mußt. Wird deine Seele im Gerichte Gottes bestehen? Welche Zeichen trägt sie an sich? Das rettende Zeichen des Erlösers? Oder ist deiner Seele vom rächenden Finger Gottes das Brandmal eines Kain aufgeprägt? Trägt sie das Mal der Sünde und Verwerfung? Noch ist es Zeit, die Makel der Sünde abzuwaschen im Blute des Lammes und das rettende Zeichen der Gnade wieder zu erlangen. Laß dir es unverlierbar eingraben, dies Zeichen des Heiles und der Rettung, und bewahre und beschütze es vor jedem Angriff des bösen Feindes. Der Tiroler Freiheitsheld Peter Mayer hat vor seiner Erschießung durch den Feind sein Sterbekreuz zu schützen versucht. „Es könnte sonst eine Kugel treffen." Schütze und verteidige du das rettende Christuszeichen an deiner Seele durch dein ganzes Leben, dann brauchst du nicht zu bangen, wenn das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheint, um den großen Tag des Gerichtes über alles Fleisch einzuleiten — und auch über dich, mein Christ!

Ivo Fischer

Das Alter — uns allen was beschert's!
Die einen versteinert's, die andern verklärt's!

**Gebrauch' die Zeit, sie geht so schnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt auch Zeit gewinnen.**

Die Oblaten im Yukon Gebiet

vom Schriftleiter

1. Fortsetzung

Seit Eröffnung der weltbekannten Alaskastraße (1947) hat sich Vieles im Leben der Yukonmissionare geändert. So manche Erleichterung und auch so manches neue Problem kam mit der Autostraße in das bisher so stille, von aller Welt abgeschnittene Land.

Die 1523 Meilen lange Alaskastraße beginnt in Dawson Creek, B. C., der Endstation der Nord-Alberta-Eisenbahn. Nach einer 300 Meilen langen Reise von Dawson Creek durch endlose Urwälder, über Brücken majestätischer Flüsse und wilder Bäche, stillen Seeufern und ausgebrannten Waldflächen entlang, kommt man in die kleine an der Alaskastraße gelegenen Ortschaft Fort Nelson. Alles was dort zu sehen ist, sind ein Hotel, ein Cafe, ein kleines Wegrestaurant, der Handelsposten der Hudson Bay Gesellschaft, und die Baraken der Flugzeugmannschaften. Eine Meile weiter nordwestlich liegt das kleine Missionskirchlein der Oblaten. Der Missionar hat kein Pfarrhaus. Sein Bett steht im Nebenstüblein der Sakristei. Weitere sechs Meilen nordöstlich von Fort Nelson liegt eine zweite Missionsstation der Oblaten. Von dort ziehen die Missionare im Sommer auf den Wassern der Flüsse, im Winter dem Hundeschlitten nachtrabend, den in den tiefen Wäldern, doch stets an Flußufern und in der Nähe von Handelsposten gelegenen Indianermissionen von Fontas, Snake und Frances zu.

Die Missionare der Fort Nelsongegend sind jetzt nicht mehr so abgeschnitten von der Welt, wie sie es noch vor zehn Jahren waren. Flugzeug und Autobus bringen täglich Post. In den Geschäften von Fort Nelson können sie – falls sie Geld haben! – alles fürs Leben Notwendige kaufen. Im Falle von Krankheit ist Dawson Creek sehr leicht zu erreichen. Die Alaskastraße ist auch im Winter allem Verkehr offen.

Andererseits sind jedoch ihre Missionsreisen, besonders im Winter, genau so schwierig und gefahrvoll wie sie es immer waren. Eine Winterreise per Hundeschlitten, um zwei oder drei Indianerfamilien zu besuchen, die da irgendwo in den Wäldern jagen oder an verborgenen Seen fischen, dauert drei bis vier Wochen. Der Missionar schläft bei dreißig bis sechzig Grad Kälte im Freien. Wenn er morgens aufsteht, heißt es so schnell als nur möglich Feuer machen. Ein paar kurze Minuten der Verzögerung können das Erfrieren der Hände oder Füße und Beine kosten. Waschen und rasieren kann man sich bei dieser Kälte im Freien kaum. Der Missionar kocht Wasser und Frühstück, wäscht sich, füttert die Hunde, ladet auf und fährt los. Alles muß in kürzester Zeit geschehen, denn die nordischen Tage sind kurz, und die Nächte lang und finster. Ist der Weg gut, können während des kurzen Tages 15 bis 30 Meilen zurückgelegt werden. Ist der Weg schlecht, kann es auch vorkommen, daß man in acht Stunden ein und eine halbe Meile vorankommt. Sehr oft muß der Missionar seinen Schlittenhunden stundenlang voran stapfen, um ihnen mit seinen Schneeschuhen den Weg „auszutreten". Kommt der Abend, dann werfen sich die Hunde totmüde auf den Schnee, verbergen ihre Nase in ihrem buschigen Schwanz, und schlafen. Der ebenso totmüde Missionar kann noch lange nicht ruhen. Er muß Holz fürs Lagerfeuer hacken; muß Buschwerk fürs Nachtlager sammeln; muß für sich und die Hunde das Abendessen kochen. Die Hunde werden immer mit aufgewärmten Nahrungsmitteln gefüttert. Ist das alles fertig, kommt auch für den Missionar die Zeit, in den Schlafsack zu kriechen. Im Schlafsack verrichtet er seine Gebete – und Gott gibt ihm das einzige Angenehme der winterkalten Wildnis: Eine gesegnete, erfrischende Nachtruhe.

Tagelang muß der Yukonmissionar so durch die stillen, froststarren Wälder ziehen. Wenn er heimkommt, werfen ihn seine Mitbrüder sofort ins Bett. Tagelang nach so einer Fahrt, erzählt man, sähe der Missionar um Jahre gealtert aus. Diese Missionstouren sind, trotz der nahen Alaskastraße, immer noch ein Kreuz, das nur von tieffrommen Missionaren getragen werden kann. Das freie, primitive Leben im Norden hat seine Reize. Wer es einmal gekostet, den läßt es nicht mehr so schnell

wieder los. Es hat jedoch auch seine Härten. Und die sind kein Kinderspiel. Nur Indianer und Weiße von starker Gesundheit und noch viel stärkerer Willenskraft können sich dort durchschlagen. Rauh ist das Wetter, unendlich weit und nicht immer ganz ohne Lebensgefahr die Wege abseits der Alaskastraße. Der Schlafsack ist Bett, oftmals Fisch und Wild – Eichhörnchen, Stachelschwein und Gopher miteingeschlossen – die einzige Nahrung nicht nur der Indianer, sondern auch der weißen Trapper und Missionare.

Im März 1951 wäre Bischof Coudert O.M.J. auf einer Missionsreise nördlich von Fort Nelson fast erfroren. Er mußte sich nach seiner Heimkehr ins Krankenhaus begeben, um seine erfrorenen Füße und Beine heilen zu lassen.

Etwas über 300 Meilen südöstlich (Fluglinie) von Fort Nelson und der Alaskastraße liegt die St. Theresien-Mission von Telegraph Creek mit den Außenstationen von Iskut Lake, Carriboo Hide, Chesly und Dease Lake. In Telegraph Creek leben drei Missionare, ein Franzose und zwei Saskatchewaner, in Battleford ausgebildete Oblatenpatres. Es sind das Pater B. Studer O.M.J. aus Holdfast, Sask. (seit 1948 im hohen Norden) und der voriges Jahr in Battleford geweihte und diesen Sommer ins Yukon Vikariat gesandte Pater G. Cannon O.M.J. aus Marquis, Saskatchewan.

Telegraph Creek ist die am schönsten gelegene Mission des Apostolischen Vikariates Whitehorse. Die Ortschaft liegt in einem ganz engen Talkessel dem Westufer des Stikineflusses entlang. Gleich hinter den Häusern der einzigen Straße und knapp hinter dem der Ortschaft gegenübergelegenen Ufer beginnen die weiten Höhen der bewaldeten Berge.

Der Weg nach Telegraph Creek ist äußerst schwierig. Der einzige Indianerpfad, der dort hinführt, ist diesen Sommer unbenutzbar gewesen. Die Schneeschmelze hatte alle Brücken zerstört. Man konnte vom Alaskaweg wohl im Boot dorthin kommen. Die vielen Stromschnellen der Flüsse machen so eine Reise jedoch gefährlich. Höchstens, daß man das Boot stellenweise meilenweit durch den fast weglosen Urwald schleppe, um die Stromschnellen zu umgehen. Gewöhnlich fährt man im Privatflugzeug der „Buschpiloten“ dort hinaus ($200.00 per Reise), oder, falls man vom Stillen Ozean kommt, im kleinen Schifflein.

Der hohen Transportkosten wegen sind Lebensmittel und Kleidung in Telegraph Creek sehr teuer. Der Missionar sucht sich deshalb so weit als nur möglich selbst zu versorgen. Während meines Aufenthaltes im Yukon (Juli und August) wurden dort Fische für die Winternahrung der Missionare und ihre Schlittenhunde gefangen, und Pläne für die große Septemberjagd (Moose, Cariboo und Bergziege) gemacht. Das Fleisch des erlegten Hochwildes wird geräuchert und dann getrocknet, oder es wird eingepökelt. Der Missionar hat besonders während des Spätsommers Zeit, sich seine Wintervorräte zu sammeln. Seine Indianer sind mit Familie, Hunden und Zelten ganz in seiner Nähe. Auch sie fischen und jagen. Das Aufstappeln von Wintervorräten, wie es die Missionare tun, ist den Rothäuten jedoch etwas Unverständliches. Sie schütteln fast spöttisch ihre Häupter, wenn sie den „Weißen“ so übereifrig bei der Arbeit sehen. Die Indi-



aner jagen und fischen was sie brauchen, um nach dem Essen Gottes Sonne und alle Süße der Nichtstuerei voll zu genießen. Frei sind sie wie die wilde, endlose Heimat ihren Vorfahren.

Die Indianer von Telegraph Creek führen nicht ganz so ein Nomadenleben wie die Stämme des Binnenlandes. Sie nennen sich „Küstenindianer" und bezeichnen den Rest der Eingeborenen mit dem Namen „Buschindianer". Sie sind fast alle katholisch. Einer ihrer Söhne ist heute Laienbrudernovize bei uns in Battleford. Unsere Missionare halten ihnen regelmäßig Gottesdienst. Ein Pater — dieses Jahr wird der junge Pater Cannon O.M.J. diese Arbeit übernehmen — lebt mutterseelenallein im Urwald von Cariboo Hide, wo er predigt, sich sein eigenes Ofenholz hackt und sägt, sich und seinen Hunden kocht, und sechs Stunden täglich den Indianerkindern regelrechten Schulunterricht gibt.

Kehren wir zur Alaskastraße, nach Fort Nelson, zurück. Von Fort Nelson bis zur nächsten Missionsstation, Lower Post, ist ein Weg von 320 Meilen zurückzulegen. Die Reise führt 3 000 Fuß bergauf kletternd über die Ausläufer des westkanadischen Felsengebirges, und dann wieder 2 000 Fuß bergab. 156 Meilen westlich von Fort Nelson kommt die Alaskastraße an den Muncho See. Hier hat die Wegbaugesellschaft wirklich ein Meisterstück vollbracht. Neun Meilen weit um den See herum wurden die felsigen, fast steil in den See fallenden Abhänge der wilden Berge gesprengt und der Breite und Höhe der Alaskastraße angepaßt. Heute zieht sich dieser Felsenteil der Alaskastraße an dem blauen Wasser des Muncho Sees entlang, die hochhinaufkletternde Felsenwand der bezwungenen Bergriesen auf der einen, den tiefen steilen Absturz in den See zur anderen Seite. Hier erst kann man sich so etwa vorstellen, unter welchen Schwierigkeiten unsere Missionare noch vor fünfzehn Jahren reisen mußten, und wie abgeschnitten sie von aller Welt waren, wenn das Felsengebirge einmal überklettert war.

Bekannt sind die gelben Meilenpfosten der Alaskastraße. Jede Meile trifft der Reisende auf einen dieser Pfosten, die ihm genau angeben, wie weit er vom Meilenpfosten 0 in Dawson Creek entfernt ist.

Die kleine Ansiedlung Lower Post liegt am Meilenpfosten 620, sechs Meilen von der Yukongebiet-Grenze entfernt. Das heißt am nördlichsten Rande Britisch Columbiens. In Lower Post finden wir die Handelsstation der Hudson Bay Gesellschaft, ein modernes Hotel, ein kleines Cafe mit Garage, die Indianermissionskirche der Oblaten, die große Indianerschule der Oblaten, eine kleine Volksschule für nicht-katholische und halbblütige Indianerkinder, und die sogenannte „Indianer-Altstadt". Dieser „Stadtteil" besteht aus ungefähr 30 kleinen Indianerhütten, die meistenteils leer stehen. Die Indianer ziehen es vor, in Zelten am waldigen Ufer des Liard-Flusses zu leben. Dort haben sie ihre waldige Freiheit, und dort leben sie viel billiger als in ihren Holzhütten. Sie leben vom Jagen und vom Fischen.

Das der Heiligen Familie geweihte Missionskirchlein von Lower Post wird von einem Oblatenpater aus Frankreich versehen. Neben Lower Post hat dieser Missionar noch eine zweite Indianermission, und das von den weißen Angestellten des Flughafens von Watson Lake im Yukon gebaute Kirchlein zu versehen.

In der St. Johannes-Indianerschule von Lower Post kam ich zum ersten Mal so richtig mit Indianern zusammen. Dort waren zehn Tage lang den Schwestern von der hl. Anna, und acht Tage den Oblatenmissionaren des Yukongebietes Exerzitien zu predigen. Diese Exerzitien fielen zwar in die Schulferienzeit, es waren jedoch etwas über zwanzig Indianerkinder in der Schule geblieben. Sie waren alle aus Telegraph Creek und aus der weit nördlich gelegenen Mission Roß River. Für diese Kinder gab es keine Sommerferien bei Vater und Mutter — weil diese Missionen nur unter größten Schwierigkeiten zu erreichen sind.

Es war höchst interessant, drei Wochen lang mit diesen schwarzäugigen und schwarzhaarigen Kindern zusammen zu sein. Sie sind nicht schüchtern. Sie drängen sich um den Priester und reden in ihrem eigenartigen Englisch von allem, was sie interessiert. Die Mädchen sind sehr sauber und vielfach von anziehender Schönheit. Die Buben sind wie Buben: Zerzaust, zerkratzt, zerfetzte Hosen und niegeputzte Schuhe, die Taschen wortwörtlich voller Steine, und im Gurt trägt jeder seine Schleuder. Diese Schleuder ist ihr Jagdwerkzeug, von dem sich kein Indianerbub trennt. Und die Steine bilden seine Munition. Sie sind geradezu Meister mit der Schleuder. Man braucht nur ein halbes Stündlein mit ihnen im nahen Walde zu sein, und man sieht sie, beladen mit erzielten Eichhörnchen, Waldhühnern und Gophers, von ihren „Jagdzügen" zurückkehren.

(Fortsetzung folgt)

Das „Vaterunser-Kreuz"

Erzählung von M. Flüchter

Allemal, wenn die großen Ferien kommen, packe ich meine „Siebensachen" und rutsche hinaus aus der dumpfigen Großstadt mit den vielen Häusern, staubigen Straßen und qualmenden Schloten. Diesmal verbrachte ich einige Wochen bei einer Freundin in einem kleinen münsterländischen Dorfe unweit der holländischen Grenze. Das war herrlich, mitten in der freien, sonnigen Natur — „ledig aller Pflicht"! Täglich machten wir Ausflüge in die blühende Heide, oder Radtouren in die umliegenden Ortschaften. Da war es das Walddörfchen V. mit seinen gräflichen Besitzungen, den neuesten Kulturen und ausgedehntesten Waldungen, das wir zum Ziele unserer Fahrten machten. Hier wimmelte es von Förstern und Jägerburschen, und gar bald waren wir mit mancher interessanten Persönlichkeit bekannt.

An einem Nachmittage gingen wir mit einem „Grünen" durch den Wald. Es war ein alter, freundlicher Herr mit einem langen, weißen Barte, mit gutmütigen Augen und einem weichen, frommen Herzen. Er wußte interessant zu erzählen aus der guten, alten Zeit, vom Kampf mit Wilddieben und Schmugglern und dem Werden und Sterben in der Natur.

So schritten wir plaudernd dahin, bis wir plötzlich auf eine waldfreie Anhöhe kamen. Ein herrlicher Ausblick! Vor uns lag das Dörfchen V., umrahmt von dunklen Tannen und hellgrünen Wiesen. Wie ein riesiger Finger reckte sich der Kirchturm über die braunen Ziegeldächer empor zum blauen Himmel. Und an der westlichen Seite des Dorfes lugten aus tiefdunklem Grün uralter Bäume die Giebel und Türmchen des gräflichen Schlosses hervor. Ein wasserreicher Bach eilte geschwätzig durch den Wiesengrund und stürtzte sich am Eingang des Dorfes brausend und schäumend in einen großen Teich, in dem er sich ein wenig ausruhte, um dann mit gesammelten Kräften das schwere Rad der Mühle zu drehen, deren Geklapper und Gesumme bis zu uns heraufdrang.

Wir schritten weiter. Der Weg verlor sich in die Heide und Tannengestrüpp. Dann bog er wieder in den Tannenwald ein.

Hier am Rande des Waldes stand ein hohes, verwittertes Steinkreuz.

„Einen Augenblick". sagte der Förster und trat auf das Kreuz zu.

Ich hätte es wohl weiter nicht beachtet, denn man findet in Wald und Feld der dortigen Gegend dieses Zeichen der Erlösung sehr oft. Aber nun war ich etwas erstaunt — der alte Weidmann nahm seinen grünen Jägerhut ab und kniete auf die niedrige Bank zu einem kurzen Gebete. Daraus schloß ich, dies Kreuz hat eine Geschichte. Und als er sich lächelnd erhob. fragte ich: „Was bedeutet dies Kreuz? Ist hier vielleicht ein Unglück geschehen?"

„Ja, freilich! sagte unser Begleiter. Vor vielen Jahren ist hier von Wilddieben ein Förster erschossen worden. Hab' den armen Kerl gut gekannt. Er war ein lustiger, braver Kamerad, aber hart und unerbittlich gegen die Wilddiebe und — es hat ihm das Leben gekostet."

„Das ist recht schön, an dieser Stelle noch heute für ihn zu beten," meinte ich.

„Ein echter Jäger spricht stets ein kurzes Gebet an solcher Stelle," entgegnete er. „Aber für mich hat das Kreuz noch eine besondere Bedeutung. Es hat mir das Leben gerettet,"

„Wieso? Das müssen Sie aber erzählen!"

Er lächelte und sagte: „Recht gerne; aber wir wollen uns dabei niederlassen." Er suchte ein geeignetes Plätzchen, zog sein kurzes Pfeifchen hervor, stopfte und brannte es an. Nachdem er ein paar Züge getan hatte, sagte er:

„Nun sollen Sie die Geschichte hören. Vor etwa dreißig Jahren sah's hier noch ganz anders aus. Die schmucke Wirtschaft drüben an der Straße war eine schmutzige Waldherberge, die wir deswegen „Im schmierigen Löffel" getauft hatten. Hierher bezogen die Waldarbeiter ihren „Klaren", hier hatten die Wilddiebe, die es damals in großer Menge gab, einen Unterschlupf. Auch jetzt gibt es ja noch einige Kerle, die das Schießen nicht sein lassen können, aber früher war's eine wohlgeschulte Wilddiebsbande. Wenn man einen der Kerle traf, dann gab's einen Kampf auf Leben und Tod. Und als ich als junger För-



ster hier ins Revier kam, da sagte mir der alte Forstmeister, indem er mich bei einem Knopf meiner Joppe faßte: „Na, Sie kennen doch die gesetzlichen Vorschriften über den Waffengebrauch?"

„Jawohl, Herr Forstmeister", antwortete ich; „erst anrufen und dann schießen."

„Richtig! — Ich möchte ihnen aber gewissen Kerlen gegenüber raten: erst schießen und dann rufen — wenn Sie nicht selbst eine Kugel zwischen die Rippen haben wollen."

„Es war damals ein schwerer Dienst für mich. Ich suchte die Burschen jener Bande kennen zu lernen. Deshalb ging ich oft zum „schmierigen Löffel", wo die Bande verkehrte. Der Wirt sollte den Hehler spielen, aber es war ihm nichts nachzuweisen. Um die Burschen mitteilsam zu machen, gab ich auch wohl eine Flasche Schnaps zum besten. Einige wurden auch wohl zutraulich, wenn sie einen „Schwips" hatten und meinten lächelnd: „Na, Herr Förster, die Grenze ist ja nah, da kann man ja rübergehn; da drüben gibt's noch mehr vor die Flinte."

In der Tat war in unserm Revier eine Zeitlang Ruhe. Aber einem Burschen, dem „grauten Burgs", der mir als der gefährlichste der ganzen Bande bezeichnet wurde, traute ich nicht. Er war schon einmal mit Gefängnis bestraft worden. Man munkelte auch, daß er den Förster an jener Stelle, wo jetzt das Kreuz steht, erschossen haben soll. Aber — niemand hat's gesehen. Jedenfalls war es ein finsterer, schweigsamer und unheimlicher Geselle, dem man schon allerlei zutrauen konnte.

Dann wurde das Knallen und Schießen wieder häufiger, und es wurden öfter Nachtpatrouillen ausgeschickt.

In einer schönen Sommernacht befand ich mich auch im Revier und trat bei jenem Kreuz aus dem Walde.

Es war eine wunderschöne Nacht. Tiefe, heilige Stille herrschte ringsum. Der Sterne ungezählte Scharen wanderten am tiefblauen Himmelsgrund und eben stieg der Vollmond wie eine glühende Metallscheibe über den Tannenwald hervor. Und nun ruhte das zauberische Mondlicht gleich einem Meer von flüssigem Silber über der Waldlichtung. Leichte Nebel schienen wie bleiche Gespenster mit schleppenden Gewändern darüber hin und her zu schweben.

Ich ging zum Kreuze. — Da raschelte es im Gebüsch. Ich stand still und machte mich schußbereit. — Wieder tiefe Stille.

Ich stellte mein Gewehr an das

Kreuz. Dann kniete ich nieder und betete ein Vaterunser.

Da knackte es abermals im nahen Busch. Ich fuhr empor — griff nach meinem Gewehr und rief: „Wer da!“

Keine Antwort. Alles blieb still. Nur ein Uhu strich mit weichem Flügelschlag über die Lichtung.

Ich wartete noch eine Weile. In das Dickicht einzudringen wagte ich nicht, denn wenn mich dort jemand auflauerte, war ich wehrlos. Dann ging ich langsam und vorsichtig, die Büchse schußbereit im Arm, über die Lichtung zurück. Ohne noch etwas Auffallendes zu bemerken, erreichte ich das Forsthaus. — —

Am folgenden Sonntag ging's im Dorf lustig her. Es war Kirmes. Auch wir Förster waren dort.

Unter den „Zechbrüdern“ bemerkte ich auch den unheimlichen „grauten Burgs“. Er schielte fortwährend zu mir herüber und schien meine Nähe zu suchen. Und als ich einmal am Schenktisch stand, trat er auf mich zu. Ein seltsames Lächeln verzerrte seine finsteren Züge.

„Wollen Sie nicht heute einen ausgeben. Herr Förster?“ fragte er.

„Ich habe keine Veranlassung — und Dir gegenüber erst recht nicht“, entgegnete ich kühl.

„Oho“, meinte er, „mit mir sollten Sie gerade trinken, Herr Förster. Daß Sie hier noch gesund stehen, das können Sie mir verdanken.“ —

„Ich Dir etwas verdanken? Hab' Dich seit Wochen nicht mehr gesehen.“

„Aber ich Sie, Herr Förster!“ rief er mit heiserem Lachen. Und wenn Sie mir versprechen, mich nicht zu verraten, will ich's Ihnen erzählen.“

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Es werden Zeichen sein an Sonne, Mond und Sternen; auf Erden große Angst unter den Völkern wegen ungestümen Rauschens des Meeres und der Fluten, indem die Menschen starr werden vor banger Erwartung der Dinge, die über den ganzen Erdkreis kommen; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann wird man den Sohn des Menschen kommen sehen in den Wolken mit großer Macht und Herrlichkeit. Wann aber dieses zu geschehen anfängt, dann schauet empor, erhebet eure Häupter; es naht eure Erlösung! Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen!“

(Lukas 21, 25–33.)

„Ich verspreche es!“ antwortete ich, nun doch ein wenig neugierig geworden.

„Nun, sind Sie am letzten Dienstag in der Nacht bei dem Kreuz an der Waldlichtung gewesen?“

„Freilich.“ —

„Haben Sie da nicht gebetet?“

„Allerdings.“ —

„Nun, Herr Förster, da lag Ihr Leben in meiner Hand. Ich stand hinter dem Busch und sah Sie kommen. Ich hatte die Flinte schon schußbereit, ich wollte Ihnen einen Denkzettel geben, damit Sie uns Ihr Lebtag nicht mehr nachspüren könnten. Da bogen Sie auf das Kreuz zu, wo ich — wo damals der Förster erschossen wurde. Da zitterte meine Hand — schon einmal war an dieser Stelle Blut geflossen — da knieten Sie nieder, kaum zehn Schritte von der Mündung meiner Büchse. Sie beteten wohl ein Vaterunser und sagten dann laut: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe“ — da — da konnte ich nicht mehr schießen und ließ Sie gehen.“

Mir war's eigentümlich zumute. Ich fand kein Wort. Dann trat er dicht an mich heran und flüsterte heiser: „Ich wollte an dieser Stellen nicht noch einmal Blut vergießen — hu, hier Blut, da Blut — überall Blut.“ — Er lachte wild auf. Doch plötzlich zuckt er zusammen. „Dort kommt der Gendarm“, sagte er, „Sie können mich gleich anzeigen.“

„Macht, daß Ihr fortkommt“, stieß ich hervor.

„Es war ein ehrlicher Kampf; er schoß zuerst — ich wollte ihn nicht töten — ich bin kein Mörder —“

„Gehen Sie — gehen Sie — ich will nichts wissen.“ —

Tief erschüttert wandte ich mich ab und ging nach Haus. In dieser Stunde konnte ich den Mann nicht anzeigen; ich brachte es nicht übers Herz. Vielleicht, daß er sich noch besserte. Daß er noch nicht ganz verdorben war, hatte er in jener Sommernacht bewiesen und — daß sein Gewissen noch nicht verstummt war, heute.

Am folgenden Tag war er verschwunden. Er war nirgends zu finden, und ich habe nie wieder von ihm gehört. —

Das Kreuz aber nannten wir seitdem das „Vaterunser-Kreuz“.

Der Förster schwieg, sichtlich bewegt. Es war bereits dunkel geworden. Der Wald schien schon zu schlafen; nur in der Ferne tönte das Rauschen des Wassers und das gleichmäßige Klappern der Mühle.

Allerheiligen

Immer neu, wenn auch schon tausend- und mehrmal erlebt, sind die Freuden unserer Kirche, wie sie im Kreislauf des Kirchenjahres vor uns erscheinen und uns zur Teilnahme einladen. Und eins der schönsten Freudenfeste für die Kirche ist Allerheiligen. Warum Freudenfest?

Weil heute die Kirche ihren Sieg feiern kann. Wahrlich, es ist ein gewaltiger Triumphzug, der am Allerheiligenfest vor den Augen aller, die sehen wollen, vorbeizieht: Geführt vom menschgewordenen, verklärten Gottessohne schreiten da einher, alle gekleidet mit dem Himmelsgewande der Gottesglorie, schier unermeßlich lange Reihen früherer Erdenpilger. Aus der Urzeit des Menschengeschlechtes und aus unseren Tagen herauf kommen diese überglücklichen, gottverbundenen Seelen, Repräsentanten aus allen Stämmen und Nationen: Juden, Griechen, Römer, Scythen, Barbaren, die Bewohner der alten und neuen Welt; aus allen Ständen: Fürsten, Richter, Soldaten, Bürger, Handwerker, Bauern, Dienstboten, Arme und Reiche, Adlige und Gemeine, Priester und Ordensleute, Eheleute und Ledige; aus jedem Alter und Geschlechte: unschuldige Kinder, zarte Jungfrauen, lebensfrische Jünglinge, starke Männer und Frauen und ehrwürdige Greise. Gar wundersame Abzeichen tragen sie: Kreuz und Schwert, Rost und Zange, Rad und Gürtel, Geißeln, Stricke, Fackeln; aber alle jubeln in aufrichtiger Hingabe: „Heil dem Lamme, das auf dem Throne sitzt!"

Mit heiligem Stolze weist die Kirche nun hin auf diese Heldenscharen und spricht freudig erregt: „Das sind meine Kinder! Ich habe sie emporgeführt aus den Niederungen des Erdendaseins, empor zur Tugend, zum Heroismus, zum Himmel, zu Gott!" Welche Mutter sollte sich nicht freuen über ihre mit Erfolg gekrönte Erziehungsarbeit, die sie den Kindern gewidmet? Und die Kirche ist unsere Mutter, weit sorgsamer um das Wohl der Ihrigen, aber auch weit glücklicher im Glücke derselben, wie jede Erden-Mutter es nur vermag.

Für die Kirche ist indessen diese Siegesfeier noch mehr: ein glänzender Beweis ihrer Wahrheit. Den Baum erkennt man an seinen Früchten. „Nur ein guter Baum kann gute Früchte hervorbringen." Welch eine Kirche aber muß das sein, die solche Früchte zeitigt! Wie muß sie selbst ganz und gar heilig sein, heilig in ihren Lehren, in ihren Gnadenmitteln, daß sie so große Scharen Heiliger von vollendetstem Tugendheroismus ihr Eigentum nennen darf! Wahrlich, Allerheiligen ist der Prüfstein für die Wahrheit und Göttlichkeit unserer hl. Kirche! Heut wird sie mit der gläubigen Christenheit so recht inne der Worte ihres göttlichen Stifters: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage!" — und jener anderen Worte: „Ich will euch einen anderen Tröster senden, den Geist der Wahrheit!" — Und wir? O, du vernimmst aus all den Freudenworten der Kirche als eindringliche Mahnung die Aufmunterung: Auch du gehörst zu meinen Kindern, folge also unter meiner Leitung den Heiligen, deinen älteren Brüdern, nach! Werde heilig! Wie könntest du, ein Kind der heiligen Kirche, auch selbst nicht heilig werden oder gar unheilig leben! Nein, laß dich von mir leiten, begnadigen, heiligen! — oder hälst du dies für unmöglich? Vernimm das Augustinus-Wort und laß es oft und oft dir wiederklingen in der Seele: Haben diese und jene es vermocht, warum nicht auch ich? Zum Ziele führt ein fester, entschiedener Wille, wie ihn ein heiliger Franziskus sich einredet: „Ich will und muß in den Himmel, und sollte es mir das Leben kosten!"

Wohlan: Ich will, daß auch an mir der Kirche Macht sich offenbare!

Wohlan: Ich muß bei meinen heiligen Brüdern sein im Himmel! Kommt dann dein Allerheiligentag, so wird dein Herz erfahren, was die fromme Dichterin Gräfin Hahn-Hahn dir singt:

Dann sinkt es jubelnd, weinend, freudebebend
In diesen Sonnen-Ozean hinein,
Wo aller Ewigkeiten All durchlebend,
Kein Ende wird der Seligkeiten sein.
Dann öffnen weit sich die Triumphestore,
Es sieht der Heiligen auserles'nes Heer,
Es sieht der Engelschar im Jubelchore
Und wie sich alle reih'n so licht, so hehr
Um einen Thron; wo in der Gnaden Fülle
Die Muttergottes liebend auf sie schaut,
Die Königin von allen Heiligen stille
Des Herzens wahrnimmt, das sich ihr vertraut.

Allerseelen

Ihre Sieger hat die Kirche droben,
Licht gecharet um des Lamm's Panier,
Auf die Throne im Triumph erhoben,
Ihre Stirn geschmückt mit Königszier.
Ihre leidenden und armen Glieder
Hat die Kirche in der Zwischenwelt,
Die für uns're abgeschied'nen Brüder
Zwischen Erd' und Himmel gestellt.

So führt uns der fromme Dichter ein in die Muttertrauer der Kirche. In vielen Gegenden ist es Sitte, daß am Abend des Triumphtages Allerheiligen die Gläubigen hinausgehen auf den Gottesacker, um zu beten für die Armen Seelen. Das ist so recht das Denken und Fühlen unserer Kirche: „Ich habe noch Kinder ,die leiden und der Erlösung sehnsüchtig entgegenharren. Kommet, wir wollen ihnen Hilfe bringen!" Und ihre Bitte wird verstanden. Den letzten Wunsch der guten Mutter Monika an ihren priesterlichen Sohn Augustinus: „Wenn ich gestorben bin, gedenke meiner am Altare", erfüllen tausende und tausende Priester und Gläubige für alle verstorbenen Mitbrüder. Wahrlich, es muß ein gewaltiges Rufen sein, das besonders in diesem Monat von der Erde emporsteigt, ein Flehen, so innig und stark, daß es Gottes Erbarmen erweicht und viele, viele hinüberführt in Gottes Vaterarme.

Wie herrlich und tröstend erweist sich doch an solchen Tagen die Gotteswahrheit von der Gemeinschaft der Heiligen, die Himmels- und Erdenbewohner bewegt zu der Bitte: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen!" — Und welch ein Glück, als Glieder der Kirche dieser Gemeinschaft Mitglied zu sein! Wahrlich

Freuet euch und jubelt, gläub'ge Seelen,
Daß ihr Kinder dieser Mutter seid,
Die euch Lieb' und Gnade, nicht zu zählen,
Über's Grab hinaus mit Treue weiht.
Von der Wiege bis zum letzten Schritte
Geht ihr Trost und Labung nimmer aus,
Und allendlich führt euch ihre Bitte
In's ersehnte, ew'ge Vaterhaus.

Dieser beglückende Gedanke ist gerade jetzt so erwünscht, da unser eigenes Sterben und Ruhen uns recht lebendig vor Augen tritt. Die absterbende Natur, die blumenleeren Gärten, das fahle Laub, vom Sturmwind gepflückt, kurz, die ganze Wehmut der Jahreszeit weist hin auf unsren Tod und Grabeshügel, und gar laut rufen unsere Toten uns ins Herz den alten Spruch einer Gottesackerkapelle:

Hier liegen wir alle gleich,
ritter und edel, arm und reich.

Verschneit liegt rings die ganze Welt,
Ich hab' nichts, was mich freuet,
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub verstreuet.

Der Wind nun geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume,
Da rührt er seinen Gipfel sacht
Und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Wellenrauschen,
Wo er im neuen Frühlingskleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.

Eichendorff

Die Krähe schweift ob öder Halde,
Des Herbstes Füllhorn ist geleert,
Und ziegelrot im Winterwalde
Hat sich der Stechpalmzweig gebeert.

Doch wie sich auch die Nebel spannen,
Der Rauhreif um die Äste flicht
Verheißend durch die schwarzen Tannen
Bricht ein geheimnisvolles Licht.

Josef Lauff

* * *

Wo viele Freiheit, ist viel Irrtum,
Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht.

Das unterirdische Reich

Von Anna Erhard

Das Nachtmahl war vorüber, als der eiserne Klopfring am Tor in rascher Folge die Inwohner grell aus der Ruhe riß.

„Macht auf! Macht auf! Im Namen des Zaren!"

Obwohl kein Feigling von Natur und an nächtliche Störung gewöhnt, indem man ihn oft zu Kranken und Serbenden rief, gerann dem Pastor doch das Blut in den Adern. Im Namen des Zaren?! Heilige Mutter des Herrn! Was soll das?!

Zu Furchtbares hatten die Einwohner von Dorpat durch den Russen erlebt. Ein Meer von Blut in den Straßen! Glanz, Reichtum der alten und edlen Hansastadt für ewig vernichtet, hinweggeschwemmt! Ärmlich schleppte sein Dasein hin, wem das zweifelhafte Glück geworden, es in dem Tumult und Chaos zu bewahren.

Berittene Kosaken brachten Berufung und Befehl für den Pfarrer und Gelehrten: Väterchen schickt uns, Väterchen braucht dich, mach schnell! Väterchen kann nicht warten! —

Von Dorpat bis Moskau hatte nun Pastor Westermann Muße zu grübeln, was der allmächtige Zar mit ihm vorhatte. Gwiß nichts Schlimmes, weil seine Kosaken voller Unterwürfigkeit und Rücksicht mit ihm verfuhren. Aber etwas Besonderes gewiß: schwirrten doch im Reich allerlei Gerüchte über Iwan Wassiljewitsch. Sollte es wahr sein, daß dieser grausame Despot, der seinen Strelitzen nicht die gräßlichsten Greul des Plünderns und Sengens wehrte — der die Macht der Kirche an sich gerissen, der Bischöfe verschleppte, einkerkerte und sie töten ließ, — daß dieser Zar vor etwas eine tiefe, unerklärliche Ehrfurcht empfand: nämlich vor dem Geist, der aus Lettern redete?

Nun, dachte Westermann schließlich beruhigt, wir werden sehen. Kein verlorener Mensch ist, wer Bücher liebt und hochhält. . . . Des Kremls Tore taten sich auf. Er ward zum Zaren geführt. Auf seinem Sessel im Palast saß, stattlich angetan, Iwan, dem sie den Beinamen „der Schreckliche" gegeben. Seine dunklen Augen prüften unter dicht gebuschten Brauen den Eintretenden. Es war nicht herrischer Stolz allein, der daraus dem Kommenden entgegensprang. Leidenschaft, die zu träumen weiß, lag dahinter. Und die Stimme, vor der ein riesiges Reich zitterte, sprach: „Du bist hier, das ist gut. Fürchte mich, der du ein Sandkorn bist vor meiner Macht." —

„Wer lebte, der dich nicht fürchtete?" bebte es von Westermanns Lippe.

„Folge mir!" — Durch endlose Gänge längs der Wände der Burg reihte sich Iwans Leibwache, bis an die Zähne bewaffnete Strelitzen. Von unsichbaren Händen geöffnet, taten sich Tore und Türen auf. Tiefe gähnte und Grabesstille wehte. Vor einer letzten Pforte wandte sich der Allmächtige und glühte aus funkelnden Augen den Pastor an: „Sprich mir nach, Wort für Wort, was ich sage. Ich schwöre . . ."

„Ich schwöre . . ."

„Das Werk, das mein gnädiger Herr mir anvertraut . . ."

„Das Werk, das mein gnädiger Herr mir anvertraut . . ."

„. . . untadelig, nach bestem Wissen und Gewissen zu vollenden . . ."

„. . . untadelig, nach bestem Wissen und Gewissen zu vollenden . . ."

„Ich schwöre, das Geheimnis des unterirdischen Reichs . . ."

„Ich schwöre, das Geheimnis des unterirdischen Reichs . . ."

„. . . zu wahren und mit keinem Laut zu verraten, was meine Augen erschauen!" — Wie im Traum wiederholte Westermann auch diesen Satz.

„Wo nicht, wird ärgster Tod mein Teil!" zürnte der Zar mit schwellenden Adern — und mit ersterbender Stimme sprach der Geängstigte nach: „wird ärgster — Tod — mein — Teil . . . ."

Tief unter der Erde — wie tief, wer konnte es wissen, — fand er sich zwei Popen gegenüber, die bestellt waren, ihm zu helfen, wo sein Wortschatz versagte. Denn nichts Geringeres war dem deutschen Gelehrten auferlegt, als die Bibliothek des Zaren ins Russische zu übertragen.

Achthundert Bände füllten den weiten Raum unterm Kreml. Keiner hatte ein Doppelt auf Erden. Zusammengeführt durch Kundschafter und Späher aus allen Weltgegenden, hier aufge-

stapelt, keinem Menschen sonst zugänglich, waren die Schätze für ihren Eigner doch mit siebenmal sieben Siegeln verschlossen. Iwan besaß, ohne zu genießen: er war weder des Lateinischen noch Griechischen mächtig. Zwischen ihm und dem winzigsten Pergament türmte sich eine Mauer: die seiner Unkenntnis. Diese Mauer niederzulegen, hatte er den Mann aus Dorpat kommen lassen,, dessen Gelehrsamkeit ihm gerühmt worden war, und der in seiner Verarmung und elenden Lebensumständen mit beiden Händen nach einer so reichlich lohnenden Gelegenheit greifen würde. Halb mit gerührtem Staunen, halb Zweifeln beobachtete er ihn, so oft er kam und seinem Werke zuzusehen beliebte. Er gewann ihn lieb wie einen Bruder und mißtraute ihm wie einem Feind. Denn das Leben, zu dem er ihn verdammt hatte, war ein furchtbares — abgeschlossen von allem Lebendigen, von Licht, Luft, Sonne, von Mensch und Tier, nur die zwei stumpfen Popengesichter vor sich, – wie lange konnte dieser Mensch es tragen?

Eines Tages, als Westermann nach längerer Pause den Blick vom Pergament hob, waren die Plätze am Tisch gegenüber leer. Die Popen waren entflohen. Es ward Abend, sie kehrten nie wieder. Den Posten des von ihnen bestochenen Wärters erhielt ein anderer. Als dessen Schritte sich dem Gitter näherten, durch das hindurch dem Einsamen die Nahrung gereicht wurde, stürzte Westermann zitternd auf ihn zu: „Wo sind sie? Sprich!" — Allein der Wärter konnte nur stumm den Kopf schütteln; er deutete durch eine Bewegung an, daß er weder hören noch sprechen konnte — der Zar hatte einen Stummen, einen Tauben hierhergestellt, um jede Möglichkeit einer Verständigung zu unterbinden. Wie zum Fluch hob der Verlassene die Hände: „Zar, schrecklicher Zar, dessen Gehirn nur Martern, niemals Beglückung zu ersinnen vermag . . . .", und erschöpft tastete er sich zu seinem Sitz zurück. Da waren die kostbaren Handschriften, die die griechische Prinzessin Sophie ihrem russischen Gatten als Morgengabe zugebracht — das geschliffenste Latein hier, das je einen Gelehrten entzückt. Was seufzest du, der wühlen darf in nie gekannten, kaum geahnten Schätzen . . .? — Der Zar ihm gegenüber betrachtete ihn prüfend. Es war nicht herrischer Stolz allein, was aus seinen Augen blitzte — eine ungeheure Melancholie träumte dahinter, und sie klang auch in seiner Stimme, als er sprach: „Keiner deiner Wünsche soll unerfüllt bleiben; ich will dich fürstlich belohnen. Du sollst mein bester Freund werden; ich will mich nie wieder von dir trennen. Du gibst mir, was ich nirgend finde: Trost in meinem Gram — Ablenkung von schwerem Sinnen, — denn zuweilen quält mich's, daß mein Zorn den Sohn erschlug . . . und ich fürchte mich . . ."

Wie Donnerrollen klang's ihnen zu Häupten. „Um Jesu Blut, was ist . . .?" stammelte der Pastor horchend auf dieses erste Geräusch aus der Welt der Lebenden, von denen man ihn abgeschieden hatte.

„Das sind die Glocken des heiligen Basilius", rief Iwan entzückt, „das Geläute meiner neuen Moschee, damit der Heilige fürbitte für meine Sünden vor Gottes Thron."

Glocken!? Es warf den Pfarrer auf die Knie: „Nur eine Stunde, allerfurchtbarster Zar, nur eine halbe laß mich hinauf, den Tag zu sehen!"

Iwans Antlitz verzerrte sich und ward fahl: „Nein, Pfaffe, nicht, bevor dein Werk getan . . ." und wandte sich ab und war verschwunden. —

Die Lettern begannen einen irrsinnigen Tanz mit dem öden, erstarrten Raum, dieser Höhle, die eine Hölle geworden, diesem Gewölb, das eine Gruft war. Aber von neuem schrieb und übersetzte der Ärmste, sprach Laute und Sätze laut vor sich hin, um nur wenigstens einen Klang zu hören, bis wieder der taubstumme Wärter heranschlurfte. „O Lukianos, was sollen mir deine Satyren? O Augustinus, was

---

„Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet." Mit diesen Worten lehrt Christus, daß das Gebet das kräftigste Mittel wider die Versuchungen und bevorstehenden Übel sei. Doch empfiehlt er uns nicht zu beten, daß wir nicht versucht werden, sondern er sagt: „Daß ihr nicht in Versuchung fallet" und in ihr untergehet. Denn oft ist es ersprießlich, daß wir versucht werden und in Bedrängnis kommen; das Gebet aber hat den Nutzen, daß wir nicht unterliegen. Und weil sich die Versuchung täglich wiederholt, so müssen wir im Gebete des Herrn die Bitte täglich wiederholen: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Amen."

P. Ludwig de Ponte



dein Eifer? Weisheit, Weisheit, ich gebe dich hin für einen Strahl des Tages. . . ." — Er schrieb und schrieb, bis ein fremder Ton sein Ohr traf. Nicht allzu fern: Klopfen, Hämmern . . .? Er sprang auf und zur Tür — verschlossen! Er stieß an seinen Essensnapf, an das Gitter, das sich dahinter steilt — und fühlte Stein, kalten Mauerstein. Mit einem entsetzlichen Schrei sank er zu Boden: Iwan hatte das unterirdische Reich vermauern lassen! — Wieder bei Besinnung, raffte er sich zusammen: er bedurfte Kräfte, Verstand, Klarheit zu seiner Rettung. Denn daß er nicht hier verschmachten wollte, stand fest. Er aß, aß und sättigte sich für seine Unternehmung. Keine Minute länger wollte er hier zaudern — es mußte einen Ausweg geben — und wenn nicht, dann lieber den Kopf zerschmettern am Gestein. . . .

Er schob alle Kerzen ein und nahm die brennende mit sich, als er seine Flucht nach oben begann: durch den Raum, in dem er gearbeitet, durch den nächsten und übernächsten auf Gänge, die, einer nach dem andern, in einer Sackgasse endigten. Seine Kerzen brannten nieder, seine Hoffnungen schmolzen klein. Behutsam tastete er sich in andere Richtung: Was dann, wenn die letzte Kerze — wenn er im Dunkeln . . .? Der Wahnsinn kroch ihn an.

Endlich, die allerletzte, ärmlich flackernde Leuchte in der verkrampften Hand, dünkte es ihm, als ob er fern vor sich einen Spalt Helle sähe. Sein Herz pochte zum Zerspringen; er hielt den Atem an, er eilte, sein Licht beschützend — und stieß an eine Tür, die nachgab, weil sie nur angelehnt war, und fühlte Luft, Licht, Sonne, Leben auf sich eindringen — und fiel in Ohnmacht. Einem Mann in die Arme: „Eia", sagte jener mit tiefer Stimme, eia, mein Schätzchen, wach' auf, 's ist nicht Zeit zum Schlafen! Ja, ja, ich war's, der die Tür sprengte. Ich wußte, daß du fliehen würdest — kein Mensch hätte ausgehalten, was du ertragen hast", und er setzte einen Becher an des Halbentseelten Mund.

Westermann trank, schlug die Augen auf, sah sich im Arm des Fremden: „Alle Heiligen hab' ich angefleht. Welcher von ihnen bist du?"

Ein seltsames Lächeln stahl sich über des andern verwitterte Züge: „Keiner von ihnen, mein Täubchen! Falle mir aber nicht nochmals in Ohnmacht, wenn ich dir sage, daß ich Skutarow bin — der Henker des Zaren. Aber — was fragen wir jetzt nach dem Schrecklichen?! Es gibt keinen Iwan Wassiljewitsch mehr!"

„Keinen Iwan Wassiljewitsch mehr?" stammelte unbegreifend der Pfarrer.

„Der Teufel hat seine schwarze Seele geholt! Vielleicht brennt bereits in dieser Minute sein Leib,

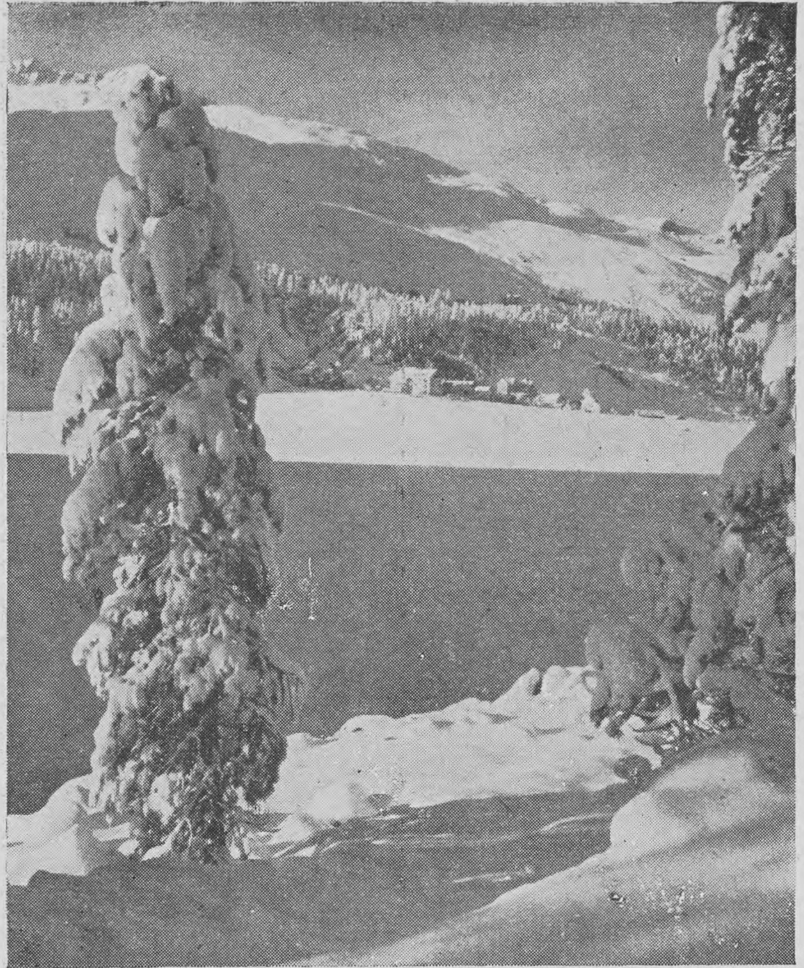
sein sündiger, in der Hölle!“ erwiderte mit einem Grinsen der Henker.

„Tot? Iwan tot? Saß er nicht noch vor wenigen Tagen da unten?“ — Mit einem Schauern suchte Westermanns Blick die Richtung. . . .

„Jawohl, mausetot! Die Glokken, die du hörst, läuten zu seinem Gedächtnis. Die von Sankt Michael sind's. Solange sie läuten, ruhet des Scharfrichters Beil. Was immer du verbrochen haben magst, armer Schächer — man kann dir nichts anhaben. Fliehe! Entfliehe! Ehe der neue Zar den Thron besteigt, bist du über alle Berge.“ Er ließ ihn aus seinen Armen und stellte ihn auf die Füße. „Du wirst laufen können, mein Schätzchen, wenn du mich erst begriffen haben wirst, ist es nicht so?“

Der Pastor griff an die Stirn: „Und woran, Freund Skutarow, woran starb so plötzlich der gewaltige Zar?“

„An seiner Sünde, mein Sohn, an seiner Sünde; wir werden alle an unsern Sünden sterben. Was er Böses getan, hat des Zaren Herz gebrochen. Denke dir, daß ihm sein ermordeter Sohn im Traum erschien! Konnte er da noch leben? An diesem Schrekken ist Iwan Wassiljewitsch gestorben.“ Er nahm aus einem Sack Brot und Speck und schob es dem Gelehrten in die Tasche. „Hier, nimm, mein Bruder, nimm, damit du nicht Hungers stirbst unterwegs. Leb' wohl, geh', und alle Heiligen seien mit dir!“ Und strahlend sah er dem Enteilenden nach.



So möchte ich sterben

Dem scheidend noch des Siegers Banner winkt;
So möcht ich sterben — wie im Ährenfeld
Zur Ernte reif die goldne Schwade sinkt;
So, wie nach gut gekämpftem Streit der Held,
Dem scheidend noch des Siegers Banner winkt;
So, wie die Rose, die den Strauch geschmückt,
Gebrochen noch durch ihren Duft entzückt;
So, wie der Tag, der in der Nacht vergeht,
Daraus er neu und herrlich aufersteht!

Eduard Eggert

Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl



Fortsetzung

„Da hast du zum zweiten Mal schlecht geweißsagt; der Talmar heiratet nicht, er mag überhaupt kein Weibsmensch mehr."

„Dann wird der Talmar ein ewiger Junggeselle, der mit sich selbst und andern Verdruß hat und in alten Tagen krächzt wie ein blinder Rab in seinem Griesgram. Seine Familie löscht aus wie ein Stalllicht, in fünfzig Jahren sitzt ein fremder Mensch auf dem Hof, und in hundert Jahren ist der Name vergessen."

„Ich brauch keine Belehrungen", knurrte grimmig der Bauer; „wenn du nichts anderes weißt, kannst du dich scheren."

„Schnell, schnell werd ich gehen", versetzte der Zwerg; „nur etwas muß ich dem Talmar noch wahrsagen. Sein Bräutchen geht ein wie ein Rosmarienstengel im Herbst. Übers Jahr liegt's im Grab, und die Leute erzählen: Das war ein Waisenkind, mit dem ein reicher Mann sein Spiel getrieben und es nachher schändlich verlassen hat."

„Mensch, nimm dich in acht", schrie der Talmar in fieberhafter Aufregung; „hüte deine Zunge!"

„Ich hab' keinen Grund dazu. Ein Wahrsager muß die Wahrheit sagen."

„Was du sagst, ist keine Wahrheit. Ich lass mich nicht beschimpfen."

„Ein ehrloser Mann verdient den Schimpf."

„Was – was – was!" keuchte der Bauer. Der Zorn riß ihn fort und er holte zum Schlage aus gegen den Buckligen.

Da bekam er einen so furchtbaren Schlag an den Magen, daß er hintenüber kugelte. Nur langsam konnte er sich wieder aufrichten, aber der Zwerg war verschwunden. Rechts vor der Sennhütte, wo ein Erlengebüsch zur Höhe ging, bewegten sich die Sträucher, doch nur solang man ein Vaterunser betet, dann standen sie wieder ruhig da und man sah und hörte nichts mehr. Kochend vor Grimm stürmte der Talmar ins Erlengebüsch hinein und durchsuchte es von oben bis unten, vermochte aber Laub und Staub nichts zu entdecken. Nun begann er zu rufen:

„Mensch, Kerl, Zigeuner, wo bist du denn? Komm hervor, ich tu dir nichts. Wenn du sagst, wer du bist und Mehreres erzählst, kannst du dir hundert Gulden verdienen!"

Doch alles blieb stockstill, kein Laut wurde hörbar. Nochmals durchstöberte der Bauer das Gebüsch, wiederum ohne jeglichen Erfolg. Dann setzte er sich drobenauf den Wieseneck, wo zwei hohe, buschige Zirmbäume standen und von wo aus man die Alm nach allen Richtungen eine halbe Stunde weit überblicken konnte, nieder und hielt scharfen Ausguck, doch erspähte er keinen Schatten von Flüchtling. War denn der Mensch in den Boden versunken? Und wer mochte der Kerl sein? Jedenfalls kein Zigeuner, sondern ein Bote von der Agnes. Warum schickte sie denn solch einen häßlichen Affen? Sicher, weil's ein ganz verschmitzter, durchtriebener Vogel ist. Mit solchen Kreaturen hat Agnes sonst keine Gemeinschaft gehabt, ich müßte sie denn ganz falsch kennen. Und er sagt auch, daß er nicht von ihr geschickt sei, und daß sie seine Botschaft ungern haben würde. Babah, solche Schelme lügen ja wie die Wachteln.

Und doch, und doch haben seine Reden nicht nach Lug und Trug geklungen. Er hat alles so bestimmt und klar herausgesagt, daß man's fast glauben muß. Mein Gott, wenn's wahr ist, hat

das arme Mädchen Furchtbares ausgehalten! Und daß sie für ihren Vater das schrecklich harte Opfer bringen wollte, sieht der Agnes ganz gleich. Man muß sie bewundern, hochschätzen. Nein, nein, sie hat auch Pflichten gegen mich gehabt, und über die ist sie hinweg gegangen wie über ein Büschel Stroh. Mir hat sie das Wort gebrochen. Wenigstens hätte sie mir vorher die Wahrheit sagen sollen. Einen Menschen, der alles auf sie hält, einfach fortstoßen und im Dunkeln herumtappen lassen, das ist nicht schön gehandelt.

Mein Gott, nachdem ihr Vater ein Verbrecher geworden ist, hat sie wohl eingesehen, daß aus unserer Heirat nichts mehr werden kann, und sie hat's nicht übers Herz gebracht, mir die Schande aufzudecken. Man muß alles bedenken und sich ihre Lage vorstellen. – Schande, Schande? Sie selber hat ja nichts Unehrenhaftes getan, und was ihr Vater tut, geht sie nichts an. – Doch, doch! Ich kann nie und nimmer ein Mädchen heiraten, das die Tochter eines Straßenräubers ist. Aber ich hab' ihr ja auf die Hand versprochen, daß uns nichts auseinanderbringen soll als der Tod. – Daß so etwas geschehen könnte, hab ich frei'ch nicht gedacht. Unehr' ist schlimmer als der Tod. Nein, nein, das könnt ich nie ertragen, daß die Leute mit Fingern auf meine Frau zeigen und sich zuflüstern, der Talmar hat ein Räuberskind geheiratet. Da müßten sich ja Vater und Mutter im Grab umkehren. Zwischen mir und Agnes ist die Sache aus, es gibt nichts mehr. – – Aber grad noch einmal sehen möcht' ich sie, ein gutes Wörtlein mit ihr reden. Im Ernst verlangt sie die Heirat wohl selber nicht mehr. Wenn wir in Frieden auseinandergehen und uns zeitlebens ein treues Andenken versprechen, ertragen wir's beide leichter. –

So grübelte der Talmar und dabei spähte er in einemfort nach dem Ausreißer herum. Doch blieb der Zwerg ein- für allemal verschwunden. Als die Sonne unterging und die Hohe Floite einen langen blauen Schatten ins Almtal hereinwarf, gab der Bauer alles weitere Forschen auf, trieb das Vieh zusammen und tat es in den Stall. Später aß er ein kaltes Nachtmal, betete mit großer Zerstreuung den Rosenkranz und suchte dann sein Bett auf. In der Nacht träumte er von Agnes. Er sah sie auf der Totenbahre liegen, zart und lilienweiß, die Hände auf der Brust gefaltet, die Augen geschlossen. Weinend stürzte er auf sie zu, ergriff ihre rechte Hand und schrie: „Agnes, Agnes, bist du wirklich fortgegangen und hast mir nichts gesagt!" –

Offenbar mußte er diese Worte laut gerufen haben, denn er wachte auf. In Schweiß gebadet lag er da und zitterte an allen Gliedern. Eine noch nie gefühlte Sehnsucht nach dem Mädchen erfaßte ihn und eine wilde Angst. Langsam wie Schnecken krochen die Stunden der Nacht hin. Fast noch länger wurde ihm der folgende Tag. Wenn doch jemand vom Tal heraufkäme, daß er die Post hinunter geben könnte, sie möchten ihm den Hirten heraufschicken! Alleinlassen durfte er das Vieh nicht. Aber fort, fort mußte er, um zu sehen, wie es mit Agnes stand, und um etwas Sicheres von ihr zu erfahren. Endlich am zweitnächsten Tage kam ein Knecht, der Lebensmittel hinaufbrachte. Der Bauer erkundigte sich, ob kein Fremder drunten im Hofe gewesen wäre. Wohl, entgegnete der Knecht, vorgestern sei ein dreikäsehohes, großbuckliges Männlein erschienen und habe dem Bauern nachgefragt. Der Knödel sei dann fortgehüpft wie eine Heuschrecke und man habe ihn später nicht mehr gesehen. Augenscheinlich wäre es ein Halbverrückter, denn er habe so spassig getan und kaum drei Worte herausgestottert.

„Hoho, Jörg, das Männlein ist heller im Kopf als wir zwei miteinander und reden kann es auch mehr, als gut ist", sagte der Bauer.

Dann hieß er den Knecht auf der Alm bleiben, und er selbst ging heimzu. Hinter ihm rauschten die Wasserfälle und glitzerte die Hohe Floite und leuchteten die Almkuppen in dem wunderbaren Herbstrot. Draußen am Ranft der Alm kehrte sich der Talmar um und sagte wehmütig:

„Lebt wohl, ihr guten, lieben Berge, heuer sehen wir uns zum letztenmal. . . . Ich werd' euch die Agnes grüßen, aber kommen tut sie nimmer, nimmer!"

Er machte eine rasche Wendung und eilte bergabwärts, so schnell, als ob es ihn an Händen und Füßen ziehen würde.

Zu Hause angekommen, zog der Bauer sein Sonntagsgewand an und reiste noch am selben Tage nach Tribach, wo das Bezirksgericht war, zu dem Planeigen gehörte. Beim Gericht erfuhr er über den Reimann und seine Tochter haargenau dasselbe, was der Zwerg auf der Alm berichtet hatte. Also hatte der sonderbare Kund doch nicht gelogen! Wie mochte es jetzt mit Agnes stehen? Davon wollte sich der Talmar selbst überzeugen.

Elftes Kapitel

Liebe, die Menschen scheidet.

Es wurde schon dunkel, als der Talmar vom Bezkrisgericht herauskam, und er konnte heute nicht mehr nach Planeigen hineingehen, wie er es sich vorgenommen hatte. Darum blieb er in Tribach über Nacht und quartierte sich in der „Alten Post“ ein. Während des langen Abends hatte er Zeit genug, seinen Gedanken nachzuhängen. Nachgerade empfand er doch eine gewisse Scheu davor, Agnes in ihrer Heimat aufzusuchen. Er wußte ja nicht, unter welchen Verhältnissen sie jetzt lebte, vielleicht war es ihm gar nicht möglich, mit ihr allein zu sprechen, und auf alle Fälle verursachte sein Besuch ein großes Gerede. Er sann lange hin und her, dann ließ er sich ein Papier bringen und schrieb folgenden Brief:

„Liebe Agnes! Wir dürfen doch nicht so auseinander gehen, als ob Zorn und Feindschaft zwischen uns wäre. Ich kann Dich nicht vergessen und meine auch, daß du hie und da ein bißchen an mich denkst. Mir wäre es lieb, wenn ich noch einmal mit Dir ein Wörtlein reden könnte, drum sei so gut, komm am Sonntag oder Montag mit dem Mittagszug nach Innsbruck, wo ich Dich am Bahnhof erwarte. Um 12 Uhr trifft der Zug ein. Unterdessen grüßt Dich freundlich Albert Mar im Tal.“

Am nächsten Morgen — es war Freitag — gab der Talmar diesen Brief auf die Post, dann fuhr er nach Innsbruck. Er hatte keine Geschäfte draußen, und so wurde ihm die Zeit bis zum Sonntag länger als der Kuntersweg. Zweimal ging er nach Absam wallfahrten. Das zweite Mal erblickte er dort in der Kirche ein Mädchen, das er für Agnes hielt. Ein freudiger Schreck gruselte ihm den Rükken hinauf; als er aber näher hinsah, war es ein weltfremdes Gesicht, das ihn wie ein leeres Kalenderblatt anschaute. In Innsbruck wohnte er am Sonntag in mehreren Kirchen dem Gottesdienste bei, dann ging er auf den Bahnhof, obwohl es bis zur Ankunft des Mittagszuges noch eine Stunde dauerte. Seine Sehnsucht und die freudige Erwartung stiegen höher als der Wettermann an einem glashellen schönen Sommertag.

Wie wird das Mädchen aussehen? Wie wird es ihn begrüßen? Jedenfalls herzlich, warm. Wenn der bucklige Kund von Agnes geschickt worden ist, dann dürstet sie ja nach einer Zusammenkunft wie ein Steinröslein nach dem Tautropfen. Man wird ja sehen, sie muß gleich kommen. — Aber sie kam nicht. Brausend fuhr der Mittagszug in die Station, viele festlich gekleidete, lachende, plaudernde Menschen stiegen aus, doch Agnes war nicht unter ihnen. Mochte der junge Mann sich die Augen noch so herausschauen und von einem Ausgang zum andern laufen, er sah keine Agnes. Wahrscheinlich hatte sie den Brief zu spät erhalten und kam erst mit dem nächsten Zug oder morgen. Aber auch mit dem Nachmittag- und Abendzug traf das Mädchen nicht ein. Dem Talmar brannte die Ungeduld wie ein Lärgetpflaster, und er konnte in der Nacht nicht schlafen. Am nächsten Morgen und ebenso am Mittag war er wiederum am Bahnhof, beide Male umsonst. Keine Agnes ließ sich blicken.

Um Gotteswillen, warum kam sie denn nicht? War sie beleidigt? Dazu hatte sie keinen Grund. Viel eher könnte er beleidigt sein. Sie hatte ihm ja wehe getan, bitter wehe. Nein, nein, dafür konnte sie nichts, war sie doch selber eine geschlagene, gemarterte Haut. Oder wollte sie nichts mehr von ihm wissen? War ihre Liebe abgestanden wie ein Wasser im langen Tag? Mädchensinn ist veränderlich wie der Mondschatten. Nein, nein, von der Gattung ist Agnes nicht. Als das Mädchen auch mit dem Nachmittags- und Abendzug nicht erschien, gab er die letzte Hoffnung auf, aber eine fieberhafte Unruhe bemächtigte sich seiner. Sicher war das Mädchen krank oder gar. . . . Nein, nein, nur das nicht! Jetzt mußte er unbedingt nach Planeigen, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Mit dem ersten Zug am nächsten Morgen fuhr er nach Tribach zurück und stapfte von dort nach Planeigen. Je näher er dem Dorfe kam, desto größer wurde seine Angst. Bei den ersten Häusern fragte er einen Knaben nach dem Reimanngut, und dieser zeigte ihm einen dunklen Holzbau jenseits des Baches unmittelbar am Waldrand. In einer Viertelstunde hatte der Talmar das altersschwarze Haus, das äußerlich stark verwahrlost hersah, erreicht. Durch die unverschlossene Tür trat er in den Hausgang. Eine wurmstichige, rußige Tür zur linken Seite deutete auf die Küche hin, während rechts eine frischgehobelte, weiße offenbar in die Wohnstube führte. Er klopfte an letztere, worauf drinnen ein schwaches Herein ertönte. Mit einem Ruck öffnete er und blieb wie angewurzelt im Türrahmen stehen. Drei Schritte vor ihm, an einem Tischeck saß Agnes mit einer Näharbeit beschäftigt. Ein paar Sekunden lang starrten sich

die Beiden ins Gesicht, dann schrie das Mädchen laut:

„Jesus, Maria — Ihr Bauer?"

„Redest du mich jetzt wieder so an?" fragte er vorwurfsvoll.

„Ich . . . ich . . . es schickt sich nicht mehr anders", stotterte sie.

„Dann muß ich auch Ihr sagen und Jungfrau Agnes."

„Um Gotteswillen, nein, Albert, grad das nicht."

„Darf ich mich ein bißl niedersetzen oder ist es dir zuwider?"

„Albert, sei nicht bös auf mich und setz' dich her." bat sie herzlich, indem sie einen Stuhl zum Tisch schob.

„Bist du allein zu Hause?" fragte er.

„Ja," erwiderte sie, „Die andern sind im Wald, Holz zusammen tun."

Sie setzten sich einander gegenüber an den Tisch. Jetzt erst bemerkte er, wie erschreckend blaß und abgemagert Agnes war. Ihre Züge schienen fast durchsichtig und blaue Ringe lagen um die Augen. Auf ihren Wangen blühte kein rotes Fleckchen und die üppigen schwarzen Haarzöpfe nahmen sich aus wie ein dunkler Rahmen um einen wachsbleichen Engelskopf. Nur die flackernden schwarzen Augen, die fast zu groß waren, gaben dem Gesichte Leben. Auf den Talmar machte die rührende Schönheit des Mädchens, das in einem sauberen lichtbraunen Hauskleid und schneeweißer Schürze vor ihm saß, einen tieferen Eindruck als jemals früher. Lange schaute er ihm in die wehmütigen Züge, ohne ein Wort zu sprechen. Das Mädchen aber senkte die Augen auf den Schoß nieder und zitterte leise. Endlich sagte er mitleidig warm:

„Agnes, du siehst nicht gut aus. Bist du krank gewesen?"

„Nein, krank nicht", flüsterte das Mädchen, „aber ich muß viel denken und kann fast nichts schlafen."

„Hast du meinen Brief letzte Woche nicht erhalten?"

„Wohl, wohl. Aber du mußt mir verzeihen, Albert, daß ich nicht gekommen bin. Schau, wir gehören nicht mehr zusammen, und ich hätt dich nur ins Gerede gebracht, wenn uns ein bekannter Mensch begegnet wär. Meinetwegen hast du schon genug aushalten müssen, und ich will's nicht noch schlimmer machen."

„Ich hab in Innsbruck so hart auf dich gewartet und bin zwei Tage lang zu jedem Zug gegangen."

„Das hab ich ungern. Ich hätt dir ja geschrieben, daß ich nicht komme, aber ich hab nicht gewußt, wohin schreiben."

„Agnes, ich bin dir wohl recht gleichgültig geworden, gelt?"

„Albert, Albert, um Gotteswillen, red nicht so! Schau, vor lauter an dich denken kann ich nicht mehr schlafen. Aber meinetwegen ist's gleich, wenn nur du wieder zurecht kommst! Du mußt mich vergessen, es ist besser so, ich hätt dich doch nur ins Unglück gebracht, ich wär nicht wert gewesen, dich zu heiraten."

Ihre Worte klangen so aufrichtig und so ergreifend schmerzlich, daß er fühlte, wie ernst ihr damit war. In seinem Herzen begann ein fürchterlicher Sturm zu wühlen. Sollte er dieses Mädchen, das so schön und gut war wie ein Engel, wirklich aufgeben wegen eines äußeren Scheines? Eine bessere Gattin als Agnes, die ihn so hoch hielt, sich für ihn opferte, bekam er keine mehr auf der ganzen Welt. Was nützten ihm sein prächtiger Hof, das Geld und die Sachen, wenn sein Herz leer blieb wie eine Tenne und er kein rechtes Glück fand? Das wußte er bestimmt, ohne Agnes kam er zu keinem Herzensglück mehr sein Leben lang. War denn das bißchen äußerer Schein und die Meinung der Leute soviel wert, daß er sein Lebensglück dafür hergeben sollte? Und Agnes, das arme, gute Mädchen, härmte sich zu Tode und ging elendiglich zugrunde, wenn er ihr jetzt nicht die Hand reichte und fest zu ihr hielt. War es ehrenhaft, nachdem er ihr ewige Treue versprochen hatte, sie jetzt im Unglück zu verlassen? Stand es ihm als charaktervollen Manne nicht viel besser an, mutig für sie einzutreten, wenn es auch eine kleine Beschämung kostete? Er war doch der große Mar im Tal und brauchte sich um die Leute nicht zu kümmern. Wenn er sich über den eitlen Schein hinwegsetzte, stand er in den Augen der Menschen noch höher und stolzer da. —

Ja, ja, er wollte zeigen, daß er ein freier, unabhängiger Mann war, und just den bösen Zungen zum Trotz das Mädchen heiraten. Agnes würde sich schnell Achtung verschaffen. Über Jahr und Tag würden die Leute sehen, daß es landaus keine bravere Frau und keine bessere Hausmutter gab als Agnes, und dann würden alle Nörgeleien verstummen. — — Lange, lange Zeit saßen die Beiden stockstill voreinander. Plötzlich sagte der Mann:

„Agnes, soviel ich weiß, besteht kein Hindernis mehr, daß wir wieder zusammen gehören."

„Um Gotteswillen, Albert, was redest du denn

da?“ stieß sie fast erschrocken hervor; „hast du nicht erfahren, was geschehen ist?“

„Wohl, wohl. Mir ist alles bekannt, und du hast dich bei der ganzen Sache so brav und schön verhalten, daß ich dich jetzt noch lieber hab als vorher.“

„Mein Gott, was ich getan hab' ist nur meine Pflicht gewesen. Aber der hochangesehene Max im Tal kann nicht eine heiraten, die ihren Vater im . . .“

„Ich heirate dich, Agnes. Dein Vater geht mich nichts an.“

„Aber was die Leute reden, geht dich an — Albert!“

„Wenn der Max im Tal heiratet, dann wissen alle Leute, daß es nur ein braves, ehrenhaftes Mädchen sein kann, das er nimmt.“

„Die Ehrenhaftigkeit, mein Gott, da fehlt's eben! Der Vater muß vor das Schwurgericht, und dann kommt's in die Zeitung, und unsere Schande geht durchs ganze Land.“

Eine jähe Röte stieg ihm an den Wangen hinauf. Einen Augenblick zögerte er, dann sagte er wieder fest:

„Du hast keine Ursach, dich zu schämen, und wenn die ganze Welt gegen dich ist, ich halt zu dir.“

„Dann kommst auch du in Schand und Unehr, und das wär das Ärgste.“

„Agnes, für meine Ehr laß nur mich selber sorgen.“

„Nein, nein, ich passe nicht mehr zu dir. Du müßtest dich überall schenieren, könntest dich nie mit mir sehen lassen, weil die Leute dich krumm anschauen, allerhand über dich reden und sich lustig machen würden. Das könnt ich nicht aushalten, es tät mir das Herz abbrennen.“

„Laß den Bach rauschen und die Leute plauschen; einmal steht das Radl wohl still. Wirst sehen, über Jahr und Tag sagt kein Mensch mehr eine Silbe, daß wir nicht zusammen passen.“

„Albert, die bösen Zungen feiern nie, ebenso wie der Bach nicht aufhört zu rinnen. Oft wird es in späteren Jahren noch schlimmer. Es braucht nur eine Mißhelligkeit zu geben mit den Nachbarn oder mit den Dienstboten, dann halten sie dir's wieder vor, was du für eine Frau hast. — Und hintendrein reut's dich selber. — Nein, nein, das Unglück tu ich dir nicht an.“

„Das größte Unglück tust du mir an, wenn du nicht meine Frau wirst. Agnes, ich hab gemeint, du hättest mich ein bißchen lieber.“

„Tu mir nicht wehe, Albert. Schau, gerad weil ich dich so gern hab, kann ich nicht deine Frau werden.“

Es zuckte heftig um ihre Mundwinkel, aber sie hielt das Weinen tapfer zurück. Wieder versanken beide in ein dumpfes Schweigen. Nach einer Weile sagte er traurig:

„Agnes, ich hab mich so darauf gefreut, dich wieder zu sehen; fast eine Woche bin ich schon auf dem Weg und hab immer nur an dich gedacht. Soll jetzt alles umsonst sein?“

„Mein Gott, ich darf nicht, ich darf nicht!“ jammerte sie. „Schau, ich hab mir's hin und her überlegt, hundertmal, tausendmal, bei Tag und bei Nacht. Wenn ich eine Möglichkeit gefunden hätt, hättest du gar nicht herkommen müssen, ich wär zu dir gerannt wie ein verlorenes Schäflein und hätt dich mit aufgereckten Händen gebeten, du sollst mich wieder in Lieb annehmen. Aber es geht nicht, es geht nicht.“

Abermals trat ein qualvolles Schweigen ein, in dem beide den Schmerz in sich hineindrückten und schwer Atem holten.

„Agnes“, begann er wieder,, „schau, ich will dich hüten wie meinen größten Schatz, jeden Wunsch les' ich dir von den Augen ab, nie sollst du ein unebenes Wörtlein von mir hören, Mein Leben lang werd ich dich in Ehren halten. Und jetzt frag ich dich zum letztenmal, ob du mich magst oder nicht. Wenn du nein sagst, geh ich.“

Nun kamen zwei rote Flecken auf ihre Wangen, die wie Feuerlein brannten, sie zitterte am ganzen Leibe, ihre Brust hob und senkte sich, als ob ein Krampf das Herz zusammenpreßte.

„Mein Gott, ist das schwer“, keuchte sie; „was soll ich denn tun?“

„Sag ja, Agnes,“ drängte er.

Sie schaute ihn mit einem sehnsüchtigen Blick an, ihre Mundwinkel zuckten so stark, als müßte das Weinen hervorbrechen, ein paarmal schluckte sie heftig, dann kam es schwach von ihren Lippen:

„Ich kann nicht, es wäre Sünde an dir.“

„A bah, das sind leere Einbildungen..“

„Albert, du weißt's nicht, du hast's nicht erfahren, aber ich wohl — Familienschande ist etwas Furchtbares, sie verfolgt einen wie das böse Gewissen. Die Familienschand mag ich dir nicht anhängen, lieber sterb ich.“

„Du schickst mich also leer fort?“

„Ich muß.“

„Agnes denk, wir sind das letztemal beisammen.

Nach heute siehst und hörst du nichts mehr von mir."

„Mein Gott, das wird nicht sein!" schrie sie förmlich auf.

„Es hat keinen Zweck mehr, daß wir noch einmal zusammen kommen."

„Ja, ja, und es schickt sich nimmer; aber hart ist's, schrecklich hart. Komm doch in einem Jahr wieder, damit wir nur ein paar Wörtlein reden können."

„Nein ich komme nicht."

„Oder in drei Jahren, oder in fünf. Nur ein einzigesmal noch möcht ich dich sehen und hören wie's dir geht."

„Agnes, wir sehen uns heute das allerletztemal in diesem Leben!"

„Albert!" jammerte sie kläglich, dann fiel ihr Kopf schwer auf die Tischplatte, und sie weinte so heftig, daß der ganze Tisch erschüttert wurde.

Er stand auf und schaute gemartert zum Fenster hinaus. Da richtete auch sie sich in die Höhe und bat wie ein Kind:

„Albert, bleib g'rad noch ein klein's bißchen da."

„Warum denn?

„Ich siede dir ein paar Eier und mach dir einen Kaffe. Etwas mußt du doch nehmen in unserem Haus."

„Ich bring keinen Bissen hinunter."

„Dann bleib sonst noch ein Weilchen, ich bitt dich schön."

„Je länger ich bleib, desto härter geschieht uns beiden. Leb wohl, Agnes."

Er griff nach ihrer Rechten und drückte sie heftig. Sie erwiderte seinen Druck nicht. Ihre schmale, weiße Hand lag kalt und steif wie ein Eiszapfen in der seinigen.

Langsam zog er seine Hand zurück und drehte sich zur Tür. Da faßte sie ihn krampfhaft am Arm und bat herzerweichend:

„Albert, sei so gut, und verzeih mir. Geh nicht zornig fort von mir!"

„Zu verzeihen hab ich dir nichts, Agnes," sagte er dumpf, „und zornig bin ich auch nicht; aber wir müssen jetzt scheiden."

Er ging langsam hinaus, sie folgte ihm Schritt für Schritt. Als sie zur Haustür kamen, stampfte, mit einer schweren Holzbürde auf dem Rücken, die Base Ploni daher. Sie maß den fremden Mann mit einem grimmigen Blick und knurrte:

„Ist schon wieder so ein Landläufer da? Wenn wir nicht bald Ruhe kriegen, paſſ' ich mit einem Kübel heißem Wasser hinter der Tür."

„Leb wohl," sagte der Talmar halblaut und warf noch einen letzten Blick auf Agnes, dann kehrte er sich rasch um und trabte die Gasse hinunter. Agnes eilte in ihre Kammer, wo sie ihm vom Fenster aus nachschauen konnte. Doch nicht ein einzigesmal blickte er zurück und je weiter er sich entfernte, desto größere Eile schien er zu haben. Als er zwischen den Häusern des Dorfes verschwand, sank Agnes auf einen Stuhl nieder und wimmerte wie die verlassenste arme Seele, die in der ganzen Welt keinen Menschen mehr hat. Erst zum Nachtessen kam sie wieder herab in die Stube. Der Zyper musterte sie mit scharfen Blick, aber er konnte aus ihrem Gehaben nicht klug werden. Unter dem Essen fragte die Base Ploni auf einmal:

„Was ist denn das heut wieder für ein Hallodrerer gewesen? Will er etwas verloren haben und möcht er auch ein Geld heraus schwindeln?"

„Nein, nein",erwiderte Agnes gequält, „er braucht kein Geld und hat keines verlangt."

„Warum ist er denn hergekommen? Haben sie deinen Vater zu wenig eingetunkt? Möchten sie ihm noch etwas anhängen?"

„Nein, nein!" rief Agnes beinahe etwas heftig, „es ist der Bauer gewesen, bei dem ich in Dienst war."

„Wie, der Talmar? Und du sagst uns nichts?" fuhr der Zyper in die Höhe.

„Was geht dich der Talmar an?" erwiderte Agnes schroff; „du kennst ihn nicht und hast keinen Grund, ihm nachzuspüren."

„Hehehe, ich kenn ihn nicht und hab auch keine Sehnsucht, ihn kennen zu lernen, hehehe," kicherte der Zwerg; „aber ich mein, wenn er da gewesen ist, kommt er wieder, und da sollen deine Vettersleute auch etwas wissen."

„Möcht er dich wieder fort haben, der Schleicher? Da wird nichts draus," fuhr die Ploni grob dazwischen. „Ich rühr keinen Finger mehr für dein Sachl, wenn du fortgehst; und wer weiß, wann dein Vater kommt. Auf den fremden Lappen bist du nicht angewiesen, und wenn's schon geheiratet sein muß, kriegst du auch da einen."

„Um Gotteswillen, sei still, Base, ich nehm' ihn nicht, und von der Heirat ist keine Rede mehr," sagte das Mädchen.

Fortsetzung folgt

FATIMA STUDENT BURSE

Der Missionar ist der Heiden Führer zu Gott, der Seelensucher und Seelenretter im Dienste des Guten Hirten. „Gott will, daß alle Menschen gerettet werden“ (Hl. Schrift) und in Ihm ihr ewiges Glück finden. Darum sendet Christus die Priester seiner Kirche als beglaubigte und sichere Führer mit übernatürlichen Hilfsmitteln in die Welt. Er hat sein Wort gegeben mit ihnen zu sein bis ans Ende der Zeiten. „Wir suchen unserm Herrn hier in Battleford Missionspriester zu erziehen. Im Dienste eines schöneren Werkes kann man wohl kaum stehn. Alle, die uns bisher durch Gebet und Opfer geholfen haben, unserem Herrn Jesus Christus Priester zu geben, gehören mit zu der Arbeitsgruppe der Priestererzieher hier in Battleford. Ihre Namen sind eingetragen im Buche Gottes.

Bisher eingenommen	$1 304.50
Mrs. E. Flegel, Saskatoon, Sask.	5.00
Anton Klein, Holdfast, Sask.	3.00
Mrs. Ed. Roy, Meyronne, Sask.	2.00
Miss Anne Altmayer, Winnipeg, Man.	10.00
Leonard Schimnosky, Carmel Sask.	2.00
Mrs. Joseph Fischer, Regina, Sask.	5.00
Mrs. Franziska Karst, Regina, Sask,	10.00
Mrs. M. Wickenheiser, Masefield, Sask.	3.00
Mrs. Conrad Rist, Regina, Sask.	1.00
Anton Binder, Vancouver, B. C.	3.00
Emil Kolb, Bolton, Ont.	3.00
Mrs. Magnus Ritzler, Bluesky, Alta.	10.00
Robert Ehman, Craik, Sask.	20.00
	$1 381.50

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $1.75

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada

WE CALL AND DELIVER
CAPITAL DRY CLEANERS
1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.
CLEANING — PRESSING — REPAIRING
Alterations of all kinds—Suits Sponged and Pressed
Country Orders are given Special Attention.

FUHRMANN & COMPANY
MEATS AND SAUSAGES
PHONE 7615 REGINA, Sask.
We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.
Corner 10th Ave. and St. John St.

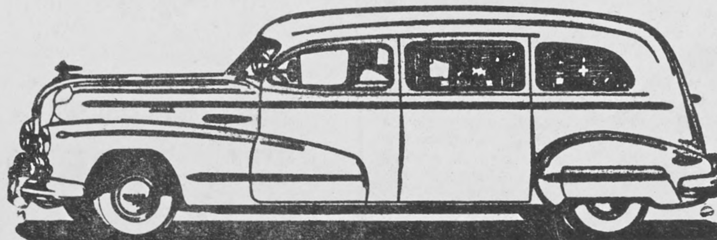
Heald and Molisky
Barristers, Solicitors and Notaries
D. V. Heald, B.A., LL.B.
V. Molisky, B.A., LL.B.
401 Kerr Blk. Phone 4105

Purity Meat Market
Frisches und geräuchertes
Fleisch, Speck, Schinken und Wurst
immer frisch auf Lager
Phone 5977

MID-WEST COAL
COMPANY
Arcola & 11th Ave.
Phone
Res. 29029 Office 5166
Dealers in
COAL, WOOD & FUEL OIL

WESTERN CANADA'S FAVOURITE CLOTHES FOR MEN
Ware's LIMITED
"Ware's Wares Wear Well"
1719 Scarth St. —:— REGINA

Burns Hanley Co.
announces the
Opening of a branch store
located at
120-3rd Avenue, North,
SASKATOON, Sask.
Full line of church supplies.

SPEERS AMBULANCE
PHONE 23232

PHONE 4433
DAY AND NIGHT SERVICE